Der verlumpte Baron.

Erzählung

von

Karl Elmar. = Carl Friedrich

Lindauer'sche
LEHRBIBLIOTHEK
Schöpping

Wien.

Verlag von R. v. Waldheim.

[1879]

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Druck von R. v. Waldheim.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

An der Rossauer Donaulände in Wien befand sich ein bescheidenes Gasthaus mit einem Vorgärtchen, von wo man direct zum Ufer des Flusses und zu den dort anlegenden Holzschiffen gelangte. In dieser Kneipe gab es keine anderen Stammgäste als die vom Geschlechte der „Holzscheiber", wie der Wiener Jargon die mit dem Ausladen, Zuführen und Aufschichten des Brennholzes beschäftigten Arbeitsleute benennt.

Diese Leute haben keineswegs den Ruf besonderer Artigkeit und Solidität, im Gegentheile lieben sie das Trinken, Raufen und Krakehlen, namentlich die Jüngeren, die mit den wienerischen Spezialitäten der „Biz" und „Kappelbuben" nahe verwandt sind. Es ist hier ein Stück eigentliches Wienerthum der niedersten Sorte, neben Rohheit und Liederlichkeit finden auch plumpe Gemüthlichkeit, urwüchsiger Humor und Mutterwitz ihren Platz.

Der Wirth jener Kneipe, ein ehemaliger Soldat, wußte im Bereiche seiner Lokalität möglichst Ruhe und Ordnung zu halten, er kannte seine Leute und hatte ein eigenes Geschick, ihren Uebermuth zu bändigen, ihrer Lustigkeit, wenn sie sich zum Unerlaubten steigern wollte, Halt zu gebieten. Trotz seiner bärbeißigen Manier war er beliebt und geachtet, den er schenkte zu billigem Preis das möglichst gute unverfälschte Getränk, machte harmlose Späße mit, ließ zuweilen sogar „Vierzeilige“ von eigener Erfindung hören, und was die Hauptsache, er zeigte auch ein menschenfreundliches Herz. Wenn eine zeitweilige Arbeitsstockung eintrat, gab er den Vertrauenswürdigen bis zu einer gewissen Höhe Kredit, wenn sich ein Unfall, eine Verletzung bei der schweren Arbeit ereignete, war der ehrliche Wirth Trumpfinger mit Rath und Hilfe zur Hand.

Noch beliebter aber als der Wirth war seine hübsche, kräftige, immer gut aufgelegte Tochter Lisi, die sich nebst dem Küchenregiment auch mit Bedienung der Gäste befaßte, alle mit gleicher Freundlichkeit behandelte, doch auch die Verwegensten in gehörigem Respekt zu halten verstand. So lange die Lustigkeit in schicklichen Grenzen

blieb, nahm sie gern an derselben Theil, gröbliche Uebergriffe strafte sie aber mit strengem Verweis oder unverweilter Entfernung.

Wie gesagt, gehörten alle Gäste dieser bescheidenen Wirthschaft der geschilderten Klasse an, mit Ausnahme eines Einzigen, den wir als Helden unserer Geschichte vorführen wollen.

Das war ein junger Mann, noch nicht dreißig Jahre alt, aber nach dem Ausdruck seiner etwas verlebten Züge und nach der Haltung seines geschwächten Körpers schon darüber hinaus. Daß er seine Jugendkraft nicht durch übermäßige Arbeit eingebüßt, bezeugten seine wohlgeformten, fast weiblich zierlichen Hände, und daß er sich auch mit ernster geistiger Anstrengung nicht erschöpft habe, ließ sich aus seinem leichtfertigen Gespräch, aus seiner boshaften Satyre und aus seinen oberflächlichen Aeußerungen über die eigene Persönlichkeit schließen.

Dieser junge Mann, der sich nur Hyppolit nannte und nennen ließ, besuchte seit einiger Zeit jeden Abend das Lokal Trumpfinger's, wo er im Vorgärtchen Platz zu nehmen pflegte und mit den „Holzscheibern" bis in die späte Nacht hinein zechte. Er schien an dieser Gesell-

schaft ein pikantes Interesse und Vergnügen zu finden, lernte ihre Kraftworte und Zoten, warf seine eigenen, fast immer boshaften Einfälle dazwischen, und gab der Lisi oft Gelegenheit, ihm sein allzukeckes Maul zu verbieten. Man konnte leicht errathen, daß er von Geburt den besseren, vielleicht sogar den aristokratischen Ständen angehörte, aber er schien das absichtlich zu verbergen, ja, einen trotzigen Stolz in die Nachahmung des Gemeinen zu setzen. Sein Anzug war von elegantem Schnitt, aber vernachlässigt liederlich, der feine Rock zeigte Schmutzflecken und Risse, der zerknitterte Hut wie die abgetretenen Stiefel standen in seltsamem Kontrast zu der goldenen Uhr, die er an einem groben Wollbande trug. Er rauchte an einem Tage theuere Zigarren und regalirte die Gesellschaft mit dem theuersten Wein, am nächsten Tage rauchte er Kommißtabak aus einer Fuhrmannspfeife und trank dazu das schlechteste Bier. Er lebte offenbar nur für den Tag, wenn er Geld hatte, gut, wenn er keins hatte, schlecht; woher er seine Geldmittel bezog, konnte Niemand errathen.

„Ob dieser Herr Hyppolit nicht vielleicht ein Gauner ist?“ sagte der Wirth bedenklich zu

seiner Tochter. „Einen Tag lebt er gut, den andern schlecht, vielleicht wie ihm ein Spitzbubenstreich gelingt oder nicht. Unsere Gäste sind auch nicht die Solidesten, aber ein Hallunk ist nicht dabei; es wär' mir recht leid, wenn sie mit so einer Bekanntschaft in Schwulitäten kämen."

„Ich glaub' nicht, daß er ein schlechter Mensch ist," entgegnete Lisi, „er hat ein offenes Gesicht und einen aufrichtigen Blick. Aber mir scheint, er hat einen Sporn im Kopf, vielleicht kommt's von einem Unglück her, ich möcht's selber gern herausbringen können."

„Auf keinen Fall leid' ich's mehr, daß er unsere Holzscheiber traktirt. Sie gewöhnen sich die Lumperei auf fremde Kosten an, solche Gewohnheiten bringen hernach auf schlechte Gedanken."

„Wenn's Ihnen recht ist, Vater, so will ich einmal bei dem Herrn Hyppolit auf den Strauch schlagen."

„Ich hab' nichts dawider, aber mach's nur gescheidt."

Am selben Abende — es war ein Sonnabend und die Gesellschaft der Stammgäste vollzählig — zeigte der beargwohnte Herr Hyppolit eine auffallende Lustigkeit, hinter welcher sich eine

erbitterte Stimmung barg, wovon aber seine Zechgenossen nichts merkten. Sie tranken, sangen, trieben allerlei „Jux“ und „Hetz“, kamen ohne vernünftigen Grund bis auf's Raufen aneinander, um sich nach etlichen Rippenstößen wieder gute Freundschaft zu versichern; es ging eben so zu, wie bei allen Leuten, auf welche das Sprichwort „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich“ Anwendung findet.

„Brüderl, Du bist ein Mordkerl!“ schrie ein junger stämmiger Bursche, dessen Haar an den Schläfen die standesüblichen „Sechserln“ bildeten, indem er dem bekannten Unbekannten mit dem Bierkrügel auf die Schulter klopfte, „Du hast gewiß Dein Lebtag noch keinen Schubkarren Holz geführt, und bist doch gar nicht stolz gegen Unsereinen.“

„Er ist ein lauter Geist wie wir,“ schrie ein Anderer, „darum gehört er in unsere Compagnie. Wir wollen ihn zum Ehren-Holzscheiber ausrufen!“

„Ehren-Holzscheiber!“ stimmten Alle brüllend ein.

Herr Hyppolit lachte. Obgleich er noch mit keinem Bruderschaft getrunken, ließ er sich das vertrauliche „Du“ gefallen, stieß mit seinem Glas

an die dargebotenen Krügel und Zimente an, empfing Umarmungen und Küsse, ohne sichtbaren Ekel zu zeigen, und erklärte sich zum Dank für die Ehren-Charge bereit, die ganze Gesellschaft mit Wein aus dem besten Faß zu traktiren.

Als er aber bei der seitwärts stehenden Lisi den Wein bestellen wollte, trat ihr Vater dazwischen.

„Seid Ihr ein Bettelvolk," rief der Wirth den Trinklustigen zu, „das Ihr auf Kosten eines Fremden saufen wollt, statt Euren Trunk auf honnette Art selber zu zahlen?"

Die Ueberraschten wußten nicht gleich, was sie darauf erwidern sollten. Nur Herr Hyppolit war sogleich gefaßt, lehnte sich mit dem Stuhle zurück, daß dieser beinahe überschlug, sah dem hinten stehenden Wirth über die Achseln in's Gesicht und fragte herausfordernd: ob er als Sittenprediger seiner Gäste angestellt sei?

„Ich will nicht predigen," replizirte Trumpfinger, „aber ich hab' ein Recht, den Leuten meine ehrliche Meinung zu sagen, weil ich in der Noth ihr thätiger Freund bin. Und Sie werden Ihr Geld auch noch besser brauchen können, als mit demselben Leute zu traktiren, die sich zu Ihnen gar nicht schicken."

„Warum schickt er sich nicht zu uns?“ brach jetzt der mit den „Sechserln“ los, „sind wir vielleicht zu schlecht für ihn?“

„Vielleicht zu schlecht oder vielleicht zu gut,“ sagte der Wirth mit einem Seitenblicke auf den Fremden.

„Wein habe ich befohlen,“ schrie Hyppolit, „her damit, und zwar vom Besten!“

„Her damit, her damit!“ wiederholten Alle im Chor.

„Nicht Ein Tropfen wird eingeschänkt,“ erklärte Trumpfinger, „außer für den, der ihn aus seiner eigenen Tasche zahlt.“

Das war dem jungen Sechserlhelden zu arg. Er sprang gegen den Wirth mit geballten Fäusten los, aber der kam mit den seinigen zuvor, und der Angreifer lag im nächsten Augenblick unter dem Tische.

Das machte die Anderen verblüfft, der resolute Wirth gewann Zeit, seine Meinung über den Charakter ehrenhafter Leute auseinander zusetzen. „Ihr werdet mich noch brauchen,“ schloß er seine Rede, „wenn dieser traktirlustige Herr schon weiß Gott wo sein wird. Ich werde Euch, wenn die Arbeit stockt, wieder auf Kredit ein-

schänken müssen, aber soll mich Gott strafen, wenn der auf Kredit ein Glas Unterzeug von mir bekommt, der sich von einem zweideutigen Fremden die Gurgel auswaschen läßt!“

Der zweideutige Fremde lachte spöttisch auf, aber die Drohung des Wirthes übte die beabsichtigte Wirkung.

„Gehen wir, es ist schon spät,“ brummte der Eine; „ich hab' ohnehin keinen rechten Durst mehr,“ der Andere; „wenn der Wirth seinen Wein selber trinken will, so kann's mir recht sein,“ der Dritte. Sogar der Sechserlheld, der sich unter dem Tische wieder zusammengeklaubt hatte, zeigte sich mit dem Aufbruch einverstanden. „Er wollte über den Schmiß,“ wie er sich ausdrückte, „mit dem Grobian von Wirth ein andermal reden.“

So zogen sie gruppenweise ab, dem „Brüderl“ gute Nacht wünschend, was der Zurückbleibende mit nachlässigem Kopfnicken erwiderte; bald saß er in dem Vorgärtchen, mit stieren Augen nach dem einsamen, vom Mond beschienenen Ufer des Donaukanals hinblickend, allein.

Jetzt war die Gelegenheit für Lisi, um auf den Strauch zu schlagen, wie sie sich gegen den

Vater geäußert. Nachdem der Letztere Einiges mit ihr geflüstert, ging er in das Haus und Lisi näherte sich dem seltsamen Gast mit der Frage: ob er nicht, da es schon spät sei, auch die Ruhe suchen wolle?

Er wandte das Gesicht nach ihr, sah sie mit bitterem Lächeln an und murmelte: „Ruhe? — ja, Ruhe!“

„So darf ich Ihnen die Rechnung machen?“

„Rechnung? Ist überflüssig, habe mein Lebtag nicht gern gerechnet. Hier!“ Er zog einige zerknitterte Banknoten aus der Westentasche und sagte, sie auf den Tisch werfend: „Was darüber ist, mögen Sie behalten, oder armen Leuten schenken, weil Ihr Vater nicht will, daß ich es mit solchen vertrinke.“

Sie sah ihn betroffen an, in seinen Augen meinte sie einen unheimlichen Glanz zu bemerken. Spiegelte sich der Mondschein darin, oder kam es vom genossenen Getränke, oder verkündeten diese Blitze ein Ungewitter der Seele? Sie fühlte sich so befangen, daß sie nicht sogleich zu antworten vermochte.

„Warum nehmen Sie das nicht?“ fragte er ungeduldig.

„Weil Sie, wie mir scheint, Ihre fünf Sinne nicht recht beisammen haben," antwortete sie gezwungen scherzhaft. „Sie werfen ja mit dem Gelde herum, als wenn Sie da in unserem Wirthshaus Testament machen wollten."

„Ist auch vielleicht mein Testament," warf er halblaut hin, „wäre heute eine ganz hübsche Nacht zum Sterben."

Sie schaute ihn wieder ernsthaft an, der unheimliche Glanz seiner Augen entsprach den seltsamen Worten.

„Sterben?" sagte sie verweisend, „daran kann man nur denken, wenn man alt und gebrechlich oder von Gott und der Welt verlassen ist."

„Ich bin von der Welt verlassen."

„So halten Sie sich an Gott."

„Wenn sich der um mich kümmern wollte, würde er nicht dulden, daß mein nächster Verwandter mich bestehlen darf, daß ich von dessen Gnade ein Schärflein erbetteln muß, während ich ein Recht an Hunderttausende habe."

„Darf ich fragen, wer dieser Verwandte ist?"

„Der leibliche Bruder meiner verstorbenen Mutter, ein Geizhals, ein Tyrann, ein wucherischer Betrüger. Was er mir schandenhalber gibt, ist

Bettelgeld, darum erniedrigt und beschämt es mich, darum such' ich es wegzuwerfen, wie mich die tolle Laune treibt."

„Sie werfen aber damit sich selber weg. Wenn Ihr Stolz nichts Geschenktes will, was ich gut begreifen kann, so sollten Sie auch den Muth haben, sich das Nöthige selbst zu verdienen."

„Verdienen? Das Nöthige? Mich der Sklaverei eines erbärmlichen Daseins unterwerfen, wie es Ihre Stammgäste führen? Das könnte ich wol, vielleicht auch Besseres, aber ich will nicht, ich will nicht! Wer zu einem Dasein voll Genuß berechtigt ist und sich mit dem eines Lastthieres zufrieden gibt, der ist ein Feigling."

„Ich möcht' ihn eher einen Helden nennen, weil er um sein Leben tapfer kämpft."

„Ist es der Mühe werth, um ein solches Leben zu kämpfen?"

„Wir sind auf Erden dazu bestimmt. Es ist unsere Pflicht und sollte auch in der schwersten Noth unsere Freude sein."

„Eine philosophische Wirthstochter!" lachte er höhnisch.

„Philosophisch bin ich nicht, aber vernünftig und religiös. Hier am Donauufer habe ich schon

ein paarmal gesehen, wie man die Leichen unglücklicher Selbstmörder aus dem Wasser gefischt hat. Sie mögen wol recht unglücklich gewesen sein, aber sie haben doch an Gott und an sich selbst gefrevelt. Wenn ich sie früher gekannt hätte, würde ich sie von der schrecklichen That zurückgehalten haben."

„Ich nicht! Wenn Einer, der das Leben satt hat, vor meinen Augen in die Donau springen will, so helfe ich ihm noch dazu."

„Das glaube ich nicht! Nein, das glaube ich Ihnen nicht," wiederholte sie eifrig, als er es mit trotziger Geberde betheuerte, „ich habe Sie oft im Stillen beobachtet, Sie sind mir als ein überspannter, aber nicht als ein herzloser Mensch vorgekommen."

„Ah, Sie haben mich beobachtet?" fragte er, sich ihr mit einiger Ueberraschung zuwendend, „das könnte mir beinahe schmeicheln."

„Schmeicheln will ich Ihnen durchaus nicht, aber Sie sollen sich nicht selbst herunterſetzen. Sie haben gewiß ein Herz, wie jeder andere rechte Mensch."

„Ein Herz gehabt, gehabt!" lachte er bitter.

Es trat eine Pause ein, die Lisi dazu benützte, die hingeworfenen Banknoten ihm wieder zuzuschieben und das Bierglas daraufzustellen, damit sie vom Nachtwinde nicht fortgeweht würden. Er schien es nicht zu bemerken. Der Mond war inzwischen abwechselnd vor und hinter das ziehende Gewölke getreten, die Nacht war ruhig und lau, das Wasser im Donaukanale flutete so still dahin, als ob es die Lebenssatten zur Ruhe in seinem Schooße einladen wollte. Am Ufer lag ein einziges Schifferboot, dessen Hüter unter dem Bretterdache im Hintertheil schlief, einzelne verspätete Wanderer ließen sich nur selten in langen Zwischenräumen erblicken.

Lisi wartete, bis ihr unheimlicher Gast das Gespräch wieder aufnehmen wollte, aber er schien nicht dazu geneigt. Die Arme auf den Tisch, den Kopf in beide Hände gestützt, blieb er schweigsam, regungslos; er dachte vielleicht über die Worte der „philosophischen“ Wirthstochter nach.

Da huschte am Ufer neben dem Schifferboot ein kaum sichtbarer Schatten hin, während der Mond sich eben hinter Wolken verbarg. Lisi bemerkte den Schatten, aber sie konnte die Form nicht genau unterscheiden. Sie trat an den Zaun

des Vorgärtchens und schärfte ihren Blick, denn die Ahnung eines Unglückes bemächtigte sich ihrer Seele.

Jetzt fiel das Mondlicht wieder hell auf den Fluß, der Schatten zeigte sich als eine weibliche Gestalt in schwarzer Kleidung, mit einem verhüllten Gegenstand im Arme, die Gestalt blickte scheu um sich, betrat dann das im Boote angebrachte Sitzbrett und schwankte über dasselbe dem Wasser zu.

„Jesus Maria!“ schrie das Mädchen auf, Hyppolit fuhr aus seinen Gedanken empor, sah ihre Augen und Hände nach dem Ufer gerichtet, von dorther wurde zugleich ein Verzweiflungsruf gehört, der Schatten raffte sich am Rande des Bootes auf und verschwand mit einem Sprunge in der Flut.

„Eine Selbstmörderin!“ Mit diesem Schrei stürzte Lisi aus dem Gärtchen an das Ufer hin. Hyppolit war im nächsten Augenblick hinter ihr.

Dort schwamm die Unglückliche mitten in den Wellen, eine ihrer Hände hielt den verhüllten Gegenstand mit krampfhafter Anstrengung empor. „Rettet mein Kind!“ Dieser gellende Jammerruf drang noch an das Ohr der entsetzten Zeugen und der schwarze Schatten versank.

Wer eilt über das Boot? Wer stürzt sich

in den Fluß? Wer arbeitet mit Riesenkraft? Wer taucht unter und kommt nach einer Minute, nicht mit der Selbstmörderin, doch mit ihrem geretteten Kinde wieder empor?

Es ist derselbe Hyppolit, der kurz zuvor seine Verachtung gegen das Leben geäußert. Er taumelt mit Hilfe des aufgewachten Schiffmannes, der ihm eine Stange zugereicht, die Uferböschung herauf, wo ihm Lisi ihre zitternden Arme entgegen streckt. Das gerettete Kind in diese Arme legend, sinkt der Erschöpfte ohnmächtig nieder.

* * *

Der ehemalige Notar Egerhart hatte sein Geschäft vor vier Jahren zurückgelegt und befaßte sich nur noch mit Spekulationen, wozu ihm die Erfahrungen aus seiner Notarspraxis gute Dienste leisteten. Er kaufte und verkaufte Realitäten, lieh auf sichere Hypotheken Geld, übernahm Vormundschaften und Erbschaftsvertretungen, bei welchen sich die Mühe rentirte, kurz, er war unermüdlich in der Vermehrung seines ohnehin schon übergroßen Vermögens.

Und für wen arbeitete der Unersättliche? Einzig für seine Leidenschaft, denn seinen beiden nächstbe-

rechtigten Erben hatte er schon bei Lebzeiten ihre Ansprüche entzogen.

Diese waren eine Tochter und ein Schwestersohn, von Beiden glaubte er sich mit schnödem Undank behandelt, an Beiden wollte er sich rächen, indem er ihnen jede Hoffnung auf seine Hinterlassenschaft nahm.

Seit zehn Jahren Witwer, hatte er das einzige wärmere Gefühl, dessen er fähig war, seiner Tochter zugewandt, aber auch dieses verbarg sich unter einer schroffen, kalten, undurchdringlichen Hülle. Das Kind hörte schon im zartesten Alter, daß es einst zur Erbin eines reichen Vaters bestimmt sei, sich deshalb von jeder Gemeinschaft mit der Armuth fern halten müsse. Aber Mathilde hatte, obgleich sie schon im achten Lebensjahre ihre Mutter verlor, an dem freudeleeren Dasein der Letzteren eine traurige Erfahrung gewonnen. Sie sah die Gattin des reichen Mannes oft bitterlich weinen, weil ihr sein Reichthum das mangelnde Zartgefühl nicht ersetzen konnte, weil es ihr versagt war, dem Drange ihres warmfühlenden Herzens zu folgen.

Oft sagte die Mutter zu ihrem Kinde: „Meine liebe Mathilde! Wenn Du einst in die

jungfräulichen Jahre kommst und wenn ich nicht mehr bin, so erinnere Dich an meine Worte. Lege keinen Werth auf Deine Glücksgüter, sondern nur auf Deinen Geist und Dein Herz. Prüfe auch jeden Mann, der sich Dir nähern will, ob er nicht Deinen Reichthum, sondern Dich selbst liebt. Wenn Deine Ueberzeugung für einen wahrhaft Würdigen spricht, so halte fest an ihm, lasse Dich von Niemanden, auch nicht von Deinem Vater selbst, zur Verleugnung edler Gefühle zwingen, denn sie allein bilden unser wahres Glück, während wir sonst bei allem Ueberflusse darben."

Das hatte sich Mathilde wol in's Herz geschrieben, und mit dem Entschlusse, der mütterlichen Lehre getreu nachzufolgen, wuchs sie heran. Der Vater wurde stets härter und geldgieriger, die Liebe zu seiner Tochter beruhte fast nur in dem Gedanken, daß sie ihm durch Schönheit und Reichthum einen ebenso reichen Schwiegersohn herbeiziehen werde. Aus dieser Ursache verwendete er, trotz seines Geizes, namhafte Kosten auf ihre Erziehung.

Um ihr Gesangstalent auszubilden, wurde ein Musiklehrer aufgenommen. Die Armen thun es am billigsten, dachte Herr Egerhart und ließ seine Tochter von einem blutarmen jungen

Musikus unterrichten. Wie aber oft eine unwürdige Absicht durch sich selbst bestraft wird, so geschah es auch hier.

Die Tochter des Geldsüchtigen lernte im häufigen Zusammensein mit ihrem jungen Meister dessen vortreffliche Eigenschaften kennen und schätzen. Er betrieb seine Kunst mit edelster Hingebung, die er auch seiner Schülerin einzuflößen verstand. „Wer die Kunst wahrhaft liebt," sprach er zu ihr, „der liebt auch Gott und Menschen, denn er besitzt ein starkes, reines, fühlendes Herz. Ich bin nur armer Leute Kind, aber ich möchte den Reichsten und Stolzesten nicht angehören, wenn ich dafür dem Glück entsagen müßte, das ich in meinen Kunstbestrebungen finde."

Von seinen Verhältnissen sprach er weiter nicht, aber sie wußte sich mit Hilfe des alten Thomas, der ihrem Vater seit vielen Jahren diente und ihrer Mutter treu ergeben gewesen war, die erwünschte Aufklärung zu verschaffen. Da hörte sie nur das vollste Lob; sie erfuhr, wie der junge Mann mit Selbstaufopferung für seine arme Mutter und seine jüngeren Geschwister sorgte, wie ehrenhaft sein Charakter, wie unbescholten sein Wandel war, wie sein Talent und

Fleiß ihm eine schöne Künstlerlaufbahn verbürgten. Sie hatte wol oft bemerkt, daß seine Blicke mit dem Ausdrucke schüchterner Verehrung auf ihr ruhten, aber kein Hauch hatte noch die Schranke zwischen seinem und ihrem Herzen durchbrochen.

So hatte Mathilde ihr siebzehntes Jahr erreicht, der musikalische Unterricht, soweit Herr Egerhart es für nöthig hielt, war so ziemlich vollendet. Sie konnte aber nicht den Gedanken fassen, sich von dem still Geliebten bald für immer zu trennen; vor dem Bilde ihrer seligen Mutter holte sie sich Rath und Entschluß.

In einer der letzten Gesangslektionen, die sie von dem Geliebten noch zu erhalten hatte, gab sie der Empfindung ihres jungfräulichen Herzens durch ein von ihm selbst komponirtes Lied so glühenden Ausdruck, daß er ihr süßes Geheimniß errathen und mit Enthüllung des seinigen nicht mehr zurückhalten konnte.

Sie hielt mitten im Gesange inne, Thränen brachen aus ihren Augen, ein Lichtstrahl des höchsten Glückes blitzte durch seine Seele, mit einem Wonneruf sank er zu ihren Füßen, ohne Worte sagten sie einander: „Ich liebe Dich! ich liebe Dich über Alles und ewig!“

Wie aber der höchste Gipfel des Glückes dem tiefsten Abgrund nahe liegt, so zerstob die Wonne der Liebe vor dem Fluche eines entrüsteten Vaters. Während die Liebenden sich umschlungen hielten, trat plötzlich Herr Egerhart in das Zimmer und — — —

Wir übergehen das Nächstfolgende, um gleich von den Konsequenzen desselben zu sprechen.

Einen Monat nach dem geschilderten Vorgange war der junge Musiker schon viele Meilen von der Geliebten entfernt. Er konnte es nicht ertragen, hoffnungslos in ihrer Nähe zu weilen.

Nachdem er all' sein Erspartes zum Unterhalte der Seinigen zurückgelassen, verließ er Wien und begab sich nach München, um sich dort ein neues Feld seines Wirkens zu suchen. Er verabschiedete sich von Mathilden in einem Briefe, dessen Zustellung der alte Thomas vermittelte. Aus jeder Zeile sprach sein edles Herz, sein entsagungsstarker Muth, sein gottvertrauender Glaube. Er gab ihr die Ursache seines Scheidens kund, zugleich auch die Hoffnung, daß die strenge Haft, die der zürnende Vater über sie verhängt, durch seine Entfernung aufgehoben werde. Nur

den einzigen Trost erbat er sich, daß die Geliebte seiner nicht vergessen möge, wie er selbst ihr theures Bild lebenslang im Herzen tragen und keinem anderen einen Platz neben demselben einräumen wollte.

Seine Bitte war überflüssig, denn Mathilde selbst lebte nur noch in den Gedanken an ihn, an ihre Liebe. Sie erkrankte aus Kummer und hoffnungsloser Sehnsucht, was aber den gefühllosen Vater nicht erschütterte. „Lieber mag sie sterben," war seine Aeußerung gegen Thomas, wenn ihm dieser nach Art eines unentbehrlichen Dieners Vorwürfe machte, „lieber mag sie sterben, als daß ich einen Bettler zum Miterben meiner Hinterlassenschaft mache."

Als aber Mathilde die Krankheit überwunden und sich mit ihrer Mutter im Gebete wieder berathen hatte, faßte sie den Entschluß, mit Aufopferung alles Anderen für die Rechte ihres Herzens zu kämpfen. Sie erklärte dem Vater auf's Entschiedenste, daß sie ihre Hand nie einem Anderen reichen wolle, als demjenigen, von dessen Würdigkeit sie so fest überzeugt sei. Um seinetwegen wolle sie dulden, leiden, Noth und Armuth ertragen, der Besitz des größten

Reichthums könne ihr den Verlust des einzig Geliebten niemals ersetzen.

Die Antwort des Vaters entsprach in ihrer kalten Härte seinem Charakter: „Wenn Du dem Bettler nachlaufen willst, so thu' es immerhin; ich halte Dich nicht. Aber mit dem ersten Schritte bist Du auch mein Kind nicht mehr, Deine vollständige Enterbung ist die einzige Mitgift, welche Du dem Bettler zubringen kannst."

Aber Mathilde schrak vor dieser Drohung nicht zurück, sie gedachte der Worte ihrer Mutter und beharrte auf ihrem Entschlusse. Nachdem sie sich von dem harten Vater, der sie nicht mehr sehen wollte, in einem schmerzlich entschiedenen Schreiben verabschiedet, nahm sie ihre geringen Ersparnisse und die Werthsachen, die sie von ihrer Mutter ererbt, versprach dem alten Thomas, ihm von ihren künftigen Schicksalen zuweilen Nachricht zu geben, bat ihn um freundliches Angedenken — und ging.

Seither waren drei Jahre verstrichen. Thomas wußte, daß die Verstoßene sich in München befand, daß sie dort, mit ihrem Geliebten verheiratet, in ärmlichen Verhältnissen lebte, und im zweiten Jahre der Ehe Mutter eines lieb-

lichen Mädchens geworden war. Der alte treue Diener benützte das Vorrecht seiner Unentbehrlichkeit, indem er seinem Herrn gegenüber die Vertheidigung Mathildens führte. Das geschah sowol in ernster, als in humoristischer Art, immer aber kurz und derb, wie es in der Gewohnheit des Alten lag. Sein Herr mochte noch so grimmig poltern, der alte Thomas hielt mit seiner derben Heftigkeit Stand.

Die andere Person, an der sich Herr Egerhart durch Entziehung der Erbschaft rächen wollte, war der Sohn seiner längst verstorbenen Schwester, einer Baronin v. Haldenstein. Ueber das Verhältniß zwischen Onkel und Neffen wird uns die nachfolgend geschilderte Szene Aufklärung geben.

Herr Egerhart saß an seinem Schreibtische, wo er in Papieren blätterte, mit diesen wie mit dem Inhalte der nebenstehenden Geldkasse war er eifrig beschäftigt. Unter den Papieren befand sich auch ein zerknitterter, unerbrochener Brief, dessen Aufgabsort München war und dessen Postmarke auf mehrere Monate zurückdatirte. Der vereinsamte Vater mochte aus der Handschrift der Adresse wol die Absenderin erkannt

haben, aber er hatte sich so lange noch nicht überwinden können, den Brief zu öffnen und zu durchlesen.

Eben hatte er denselben, da er ihm unter die Hände kam, wieder unwillig bei Seite geworfen, als der eintretende Thomas den „Herrn Baron“ meldete. Wie von einer Schlange gebissen, fuhr der alte Geizhals zurück.

„Was will denn der bei mir?“ kreischte er den Diener an, „habe ich ihm nicht erst vorgestern seinen monatlichen Unterstützungsbeitrag geschickt?“

„Vielleicht hat er nichts mehr davon,“ sagte Thomas kurz.

„Dann soll er bis zum nächsten Monat hungern.“

„Oder vielleicht will er was Anderes, reden müssen Sie doch mit ihm, er ist nicht so leicht fortzuschaffen,“ brummte der Diener.

„Also meinetwegen zwei Minuten, aber Du bleibst dicht vor der Thüre, man kann nicht wissen, was so ein rabiater Mensch im Schilde führt.“

„Umbringen wird er Sie nicht wollen,“ replizirte Thomas, „da müßt' er ja selber sterben, und Ihr altes Leben ist nicht werth, daß er sein junges an den Galgen bringt.“

„Marsch jetzt, herein mit dem Lumpen!“

Der Diener entfernte sich, unmittelbar hierauf trat unser Bekannter, Herr Hyppolit, ein.

„Wünschen?“ fragte Herr Egerhart, mit halber Kopfwendung einen giftigen Blick auf den Besucher werfend.

„Was kann ich Anderes von Ihnen wünschen, als was Ihr einzig Werthvolles ist?“ entgegnete Hyppolit trocken.

„Geld vielleicht? schon wieder Geld? Sie sind der unverschämteste Blutsauger, der mir noch vorgekommen ist!“

„Wenn Sie in den Spiegel blicken, sehen Sie noch einen unverschämteren,“ gab der Baron zurück, indem er sich mit langgestreckten Beinen auf einen Stuhl fallen ließ.

„Vergessen Sie nicht, daß ich Sie vermöge Hausrecht aus meinem Zimmer werfen kann.“

„Dazu sind Sie nicht stark genug und der alte Thomas würde Ihnen gegen den Sohn Ihrer bestohlenen Schwester nicht helfen.“

„Bestohlene Schwester! Wollen Sie mir wieder mit diesem Unsinn kommen, der nichts als eine niederträchtige Verleumdung ist?“

„Sterbende verleumden nicht. Eine so ehrliche Seele, wie meine Mutter war, am wenigsten.“

„Aber im Delirium haben die Sterbenden allerlei Phantasien; eine solche war die Anklage meiner Schwester, daß ich sie um die Früchte unseres gemeinschaftlichen Erbtheiles betrogen hätte. Es ist allerdings wahr, daß sie mir nach dem Tode unseres Vaters ihren Antheil an der Erbschaft zur Fruktifikation überlassen hat, aber ich habe die Verzinsung desselben redlich eingehalten.“

„Nein, das haben Sie nicht. Ihr mündlicher Vertrag mit meiner Mutter, dessen schriftliche Bekräftigung Sie auf intriguante Art hinauszuschieben wußten, lautete dahin, daß die Hälfte des Gewinnes aus dem gemeinschaftlichen Vermögen meiner Mutter zufallen müsse. Sie haben mit Ihrer Geldmarder-Natur, mit Wucher und anderen Mitteln ungeheure Summen gewonnen, wenigstens die Hälfte des ehrlichen Gewinnes hätte meiner Mutter zukommen sollen, statt dessen mußte sie sich mit wenigen Prozenten von ihrem Kapitalantheil begnügen. Als später die Noth über uns hereinbrach, verweigerten Sie die Erfüllung Ihrer vertragsmäßigen Pflicht.“

„Ich leugne, daß ich zu mehr verpflichtet war. Hätte ich mein schwer erworbenes Geld aus brüderlicher Großmuth in einen Schlund werfen sollen? Meine Schwester verstand nicht zu ökonomisiren und ihr Gatte noch weniger. Freilich, als Baron und ehemaliger Offizier“ — das sagte Herr Egerhart mit scharfem Hohn — „konnte Ihr Vater nicht nach bürgerlicher Weise leben, der Stand forderte sein Opfer, bis nichts mehr zu opfern verhanden. Auch Sie wurden zu keiner nützlichen Beschäftigung, sondern zum aristokratischen Nichtsthun erzogen. Ist es meine Schuld, daß Sie nach dem Tode Ihrer Eltern, statt Vermögen nur noch Schulden ererbten? Dennoch habe ich aus Rücksicht auf die Verwandtschaft mein Möglichstes gethan und habe Ihnen eine monatliche Aushilfe von 50 Gulden bewilligt. Was machen Sie damit?“

„Was man mit so schmutzigem Gelde machen kann. Ich werfe es auf tolle Weise fort, um es nur bald wieder aus den Händen zu bringen.“

„Und deshalb soll ich Ihnen mehr geben?“

„Nein, deshalb nicht, sondern weil ich berechtigt bin, mehr zu fordern. Hätte ich kein solches Recht, so würde ich für die geringe Unterstützung

dankbar sein und mich derselben würdig zu erweisen suchen. So aber trotze ich Ihrer Heuchelei, indem ich keine Beschäftigung ergreife, die mich zum Sklaven der Arbeit macht, während Sie mit meinem Eigenthum wuchern. Ja, mein vortrefflicher Herr Onkel! Sie sollen die Schande mittragen, die der bestohlene Neffe, der verlumpte Baron auf Ihren Namen wirft. Entweder geben Sie mir so viel, daß ich meinem Stande entsprechend leben kann, oder ich werfe die bis jetzt getragene Hülle ab und zeige mich vor aller Welt, vor den Niedrigsten, mit welchen ich aus Trotz Kameradschaft pflege, als Baron Hyppolit von Haldenstein, als Neffen des reichen Herrn Egerhart, der den Sohn seiner Schwester im Schmutze umkommen läßt."

„Das mögen Sie immerhin thun," sagte der Alte gleichgiltig, „die Schande fällt nicht auf mich, sowie ich mich nie der Ehre gerühmt habe, mit einer freiherrlichen Familie verwandt zu sein."

„Sie wollen mir also durchaus keine größere Summe zur Verfügung stellen?"

„Nein, ganz gewiß nicht."

„Sagen Sie mir doch, für wen Sie eigent=

lich mit Ihrem Ueberfluß sparen? Wenn Sie nicht auch ein herzloser Vater wären, so hätten Sie wenigstens das Glück ihres einzigen Kindes vor Augen. Aber Sie haben Ihre Tochter aus dem Hause getrieben, verstoßen, enterbt. Sollen Ihre Schätze einst dem Fiskus oder vielleicht einer Pfaffengesellschaft in die Tasche fallen?“

„Besser in solche Taschen, als in die eines bettelhaften Schwiegersohnes oder eines verwandten Lumpen. Verlassen Sie mich jetzt, wir sind miteinander fertig.“

„Ja, fertig!“ Mit diesem Rufe sprang Hyppolit vom Stuhle auf, trat dicht vor den Alten hin und fuhr mit funkelnden Augen fort: „Erbärmliche Wucherseele! Gestern hätte ich Dir beinahe den Gefallen gethan, zu sterben. Ein Zufall hat mich daran verhindert, eine Unglückliche hat sich mit ihrem Kinde in's Wasser gestürzt, ich bin ihr nachgesprungen und habe wenigstens das Kleine gerettet. Das hat mich von den eigenen Todesgedanken abgebracht, ich habe mir vorgenommen, mit Deiner Hilfe ein reputirlicher Mensch zu werden. Du verweigerst mir die Hilfe, wolan! Ich verfalle meinem Geschicke, aber Du verfällst auch dem Deinigen,

die Vergeltung kommt gewiß, vielleicht in der Gestalt Deines Kindes! Ich will von Dir keine Bettelgabe mehr, von morgen an will ich mit denjenigen arbeiten, mit denen ich bisher gezecht habe, mit den „Holzscheibern“! Hahaha! Nicht wahr, das kommt Dir verächtlich vor? Aber diese Leute würden sich Deiner Gesellschaft schämen, sie sind ehrenhafter als Du, sie sind keine Wucherer, keine Seelenverkäufer, keine Betrüger!“

Er stürzte fort. Herr Egerhart mußte heftig husten, das war immer ein Zeichen von verhaltener Wuth, der er sich auf keine andere Art entledigen konnte.

Nach einer kleinen Pause trat Thomas wieder ein, blieb an der Thüre stehen und beobachtete seinen Herrn mit stiller Zufriedenheit, denn er vergönnte ihm die moralischen Hiebe.

Als Egerhart ihn bemerkte, suchte er Ruhe zu gewinnen und fragte: „Hast Du Alles gehört?“

„Hm, er hat ja laut genug geschrieen,“ murmelte Thomas.

„Was sagst Du zu der Frechheit dieses Lumpen?“

„Hm, ich möchte schon was sagen, aber Sie würden sich vielleicht darüber ärgern.“

„Ohne Umschweife, rede!“

„Nun, so sage ich: der verlumpte Baron hat ein Kind gerettet, Sie haben an dem Ihrigen das Gegentheil gethan.“

„Das ist nicht wahr! Wenn meine Tochter verloren ist, so hat sie sich's nur selbst zuzuschreiben.“

Thomas zuckte die Achseln, warf einen Blick auf den bei Seite geworfenen Brief und fragte vorwurfsvoll: „Noch immer nicht gelesen?“

„Nein,“ war die barsche Antwort, „werde ihn auch nicht lesen, kann mir denken, was d'rinnen steht, Versicherungen der Reue, Bitten um Verzeihung, aber die Reue kommt zu spät und verzeihen werde ich sogar im Tode nicht.“

„Herr! Herr! Rufen Sie den Tod nicht heraus, er könnte kommen und Sie beim Worte nehmen.“

„Ich halte mein Wort!“

Der Diener murrte unverständlich und ging hinaus.

Herr Egerhart hustete wieder, diesmal sehr heftig, weil er in der Brust wirkliche Schmerzen

fühlte. Nachdem der Anfall vorüber war, fielen seine herumirrenden Blicke wieder auf den Brief, er wollte ihn vernichten, aber in der Heftigkeit zerriß er nur das Couvert. Da lag nun das Schreiben in seiner Hand geöffnet, unwillkürlich las er die Worte der Ueberschrift: „Verehrter Vater und Großvater!“ — diese hielten seine Aufmerksamkeit fest.

„Ah, sie hat also ein Kind,“ murmelte er in Gedanken und konnte sich nicht enthalten, weiterzulesen.

Aber der Inhalt regte ihn nur zu schadenfrohen Empfindungen an: „Aha, aha!“ unterbrach er sich während des Lesens, „hat schon ihre verdiente Strafe am Hals! Seit anderthalb Jahren Mutter, der Mann seit vierzehn Monaten kränklich, hat zwar keinen Verdienst, bleibt aber für die Kunst begeistert, komponirt im Bette an einer Oper, von der er sich großen Ruhm verspricht. — Hahaha! Von dem künftigen Ruhm können sie aber nicht leben. — Da kommt schon die Bettelei. Für sich selbst will sie nichts von mir, aber für meine Enkelin. — Was geht mich der Bettlerbalg an?! — Ich soll's dem Kind nicht entgelten lassen, wenn ich der Mutter zürne,

soll für die Kleine ein mäßiges Kapital anweisen, damit ihre Zukunft für den schlimmsten Fall gesichert sei. — Für den schlimmsten Fall. Merkt sie schon was? Merkt sie, daß ihr Musikant sein Lebtag ein armer Hund bleiben wird? Und ich soll den Narren machen, soll mich aus großväterlicher Sentimentalität beschwatzen lassen? Denk' nicht einmal daran. Fort mit dem Wisch!" Der in kleine Stückchen zerrissene Brief flog in den Papierkorb.

Aber der Alte war so aufgeregt, daß sein Husten noch heftiger wiederkehrte und ihn nöthigte, die Ruhe zu suchen, er legte sich daher frühzeitig zu Bette. Thomas wurde gerufen, um ihm bis zur Schlafenszeit vorzulesen, obgleich der wenig geschulte Mensch nur mühselig las.

Das Bett stand einem Fenster gegenüber, die Vorhänge wurden herabgelassen, die Lampe angezündet, Thomas setzte sich an ein Tischchen am Fußende des Bettes, nahm eine Zeitung und schickte sich zum Vorlesen an.

Die Zeitung berichtete über denselben Vorfall, an welchem Hyppolit betheiligt war. Ein sonst unbekannter Mann dieses Namens, lautete der Artikel, sei noch in später Nacht vor dem

Trumpfinger'schen Gasthause am Donaukanale gesessen, als eine schwarzgekleidete Weibsperson mit einem etwa zweijährigen Kinde über den Bord eines Fruchtbootes in's Wasser sprang. Er habe sich sofort nachgestürzt, aber die Selbstmörderin nicht erreichen können, nur die Rettung des Kindes sei ihm gelungen. Das Nähere über Weib und Kind sei gänzlich unbekannt, Letzteres habe die Tochter des Wirthes in Verwahrung und Pflege genommen. Der Retter sei vor Erschöpfung ohnmächtig geworden, habe sich aber bald erholt und sei mit den Worten: „So war ich doch noch zu etwas gut auf dieser Welt!" eilig verschwunden. Man schließe daraus, daß er selbst zu den verkommenen Existenzen gehöre, was auch durch die Aussagen des Wirthes und seiner Tochter bestätigt wurde. Man werde ihn öffentlich auffordern, den Rettungslohn in Empfang zu nehmen, und so vielleicht weitere Aufklärungen über seine Persönlichkeit erhalten. Jedenfalls habe sich der Unbekannte Anerkennung von allen Menschenfreunden verdient.

„Das ist unser Neffe!" sagte Thomas nachdrücklich, „Anerkennung von allen Menschenfreunden, zu denen gehören Sie freilich nicht, Herr Egerhart."

„Wenn Andere ihn so kennen würden wie ich, dann würden sie ihm auch keine solchen Lobreden halten. So viel kennen sie aber, daß er zu den verkommenen Existenzen gehört.“

„Wenn's aber herauskommt, daß er ein Baron und Ihr Neffe ist, den Sie im Elend stecken lassen, werden die Leute Ihnen auch nichts Gutes nachreden.“

„Das gilt mir gleich. Soll ich mich gegen einen liederlichen Verwandten schwachherziger zeigen, als gegen meine leibliche Tochter?“

„Ja, weil Sie auf die Tochter kommen, Sie haben also den Brief aus München noch immer nicht gelesen?“

„Gelesen und auch schon zerrissen. Haha! Ist so, wie ich's vorausgesehen habe, Elend, Krankheit, Noth. Geht mich aber nichts an.“

„So spricht ein Vater und Großvater!“ fuhr Thomas entrüstet auf, indem er die Zeitung wegwarf.

„Woher weißt Du, daß ich Großvater bin?“ fragte der Alte scharf, „stehst Du vielleicht mit München in heimlicher Korrespondenz?“

„Ja,“ bestätigte der Diener trotzig, „Fräulein Mathilde oder Frau Grüner, wie sie seit

ihrer Heirat heißt, kennt meine Theilnahme für sie, darum hat sie mir schon einige Male geschrieben. Ich weiß auch, was sie Ihnen geschrieben hat, ich hab' ihr selbst dazu gerathen."

„Du? Also konspirirst Du gegen mich?"

„Nennen Sie's, wie Sie wollen, aber das sage ich Ihnen jetzt, daß Sie von mir keine Ruhe mehr haben, bis Sie Ihrer armen Tochter eine freundliche und versöhnliche Antwort schicken."

„Du bist unverschämt, ich werde Dich trotz Deiner langen Dienste fortjagen!" drohte Herr Egerhart.

„Das getrauen Sie sich nicht, weil Sie sich vor einem neuen Dienstboten fürchten. Und allein können Sie auch nicht bleiben, denn vor sich selber fürchten Sie sich am meisten!"

„Vor mir selber?"

„Ja, ja! Wenn Sie ganz allein sind, macht Ihnen doch zuweilen das Gewissen heiß."

Den Alten befiel ein krampfhafter Husten.

„Warum husten Sie denn so jämmerlich?" fuhr Thomas schonungslos fort, „weil Sie mir recht geben müssen und es doch nicht eingestehen wollen."

„Hinaus mit Dir! ich will jetzt ruhig schlafen."

„Ruhig schlafen? Hahaha! Möchte nicht an Ihrer Stelle sein, wenn Sie sich im Bett herumwälzen und die bösen Gedanken nicht hinweghusten können. Kommen Ihnen nicht manchmal in der Nacht Gespenster vor?"

„Gespenster? Unsinn?" schauderte Herr Egerhart.

„Na, gute Nacht! Soll ich die Lampe brennen lassen, damit Sie sich nicht fürchten?"

„Brennen lassen! Marsch!"

„Gute Nacht!"

Der Diener entfernte sich, nachdem er noch einen boshaften Blick auf seinen wieder hustenden Herrn geworfen. Dieser kehrte sich mit dem Gesicht gegen die Wand und versuchte, sich mit Gewalt der Wohlthat des Schlafes theilhaftig zu machen.

Aber es dauerte lange, bis ihm der Husten und die Aufregung gestatteten, die Augen zu schließen. Sein Schlaf war unruhig, fieberisch, so oft er entschlummerte, kamen sogleich widerwärtige Träume.

Endlich schlug es Mitternacht. Herr Egerhart erwachte schweißbedeckt und sah sich im

Finstern. Die Lampe war verlöscht, aber an dem Fenstervorhang dem Bette gegenüber zeigte sich ein matter weißlicher Schein, wie von einer Laterna magica; die Blicke des Einsamen wurden mit zauberhafter Gewalt nach diesem Punkte gezogen. Langsam vergrößerte sich der Schein, nebelhafte Formen schienen mit demselben zu kämpfen. Aber die Nebel gestalteten sich immer schärfer und deutlicher, sie gewannen Consistenz, ein Bild entwickelte sich daraus, ein menschliches Angesicht, aber starr und bleich wie das einer Leiche.

Der Geängstigte starrte mit flimmernden Augen hin, er erkannte dieses Leichengesicht, es trug genau die Züge seiner verstorbenen Schwester. Diese leblosen Züge schienen ihn vorwurfsvoll anzustarren, dieser halbgeöffnete Mund schien ihm mit den erkalteten Lippen zu fluchen. Die Erscheinung hielt sich etwa zwei Minuten lang unbeweglich, gespenstisch, dann löste sie sich allmälig wieder in Nebel auf. Der entsetzte Geisterseher vermochte nicht, sich zu bewegen oder einen Angstruf von sich zu geben.

Aber noch Schrecklicheres folgte. Der Schein breitete sich plötzlich aus, wie um den Rahmen

eines erschütternden Nachtgemäldes zu bilden. In diesem Rahmen tauchte die Gestalt eines jungen schwarzgekleideten Weibes hervor, das ein Kind in den Armen hielt. Die weit geöffneten rollenden Augen starrten wild um sich, die Arme mit dem Kinde erhoben sich plötzlich über das, von gelösten Haaren umflatterte Haupt. Es war, als ob die Gestalt einer verzweifelnden Mutter ihr Kind seinem Mörder zeigen wollte. Dieser Mörder war er, die verzweifelnde Mutter in dem gespenstigen Bilde war — seine Tochter.

Da riß er sich aus der Erstarrung los. „Mathilde!“ kreischte er auf, mit diesem gellenden Schrei verschwand die Erscheinung.

Thomas war von dem Schrei erwacht und kam mit einem Licht, um nach seinem Herrn zu sehen. Er fand denselben aus dem Bette gestürzt, fast besinnungslos am Boden liegen, die zitternden Hände waren wie zum Beten ineinandergeschlungen, die blauen Lippen murmelten unverständlich, der Körper wurde von fieberischem Froste geschüttelt.

Von Thomas wieder zu Bette gebracht, verfiel er in ein Delirium, in welchem er von den Erscheinungen dieser Nacht phantasirte. Tho-

mas schickte die Hausmeisterin nach einem Arzt, der sofort erklärte, daß hier eine Todeskrankheit im Anzuge sei.

* * *

Wer war der neue „Holzscheiber", der seit zwei Tagen am Donaukanal arbeitete? Kein Anderer, als unser Bekannter Hyppolit, der seine Drohung gegen den wucherischen Onkel ausgeführt, mit Kundgebung seines Namens und Standes der niedrigen Genossenschaft beigetreten war und an deren mühseligen Beschäftigung theilnahm.

Als er mit diesem Entschlusse zu Trumpfinger kam, hielt ihn der gute Wirth für übergeschnappt, seine Tochter aber erkannte sogleich, daß mit dem jungen Manne, der sich durch seine Rettungsthat ihre wärmste Theilnahme erworben, eine tief nachwirkende Veränderung vorgegangen sein müsse.

„Ein Baron unter den Holzscheibern, das ist ja die pure Unmöglichkeit!" wiederholte der Wirth ein Dutzendmal.

„Ich werde Ihnen die Möglichkeit beweisen," entgegnete Hyppolit, „was sagen Sie dazu?" wandte er sich an Lisi.

„Ich sage," war des Mädchens lebhafte Antwort, „daß es für einen Baron ehrenhafter ist, mit niedrigen Leuten zu arbeiten, als mit ihnen Tollheiten zu treiben."

„Sie werden ihn aber mit der Baronschaft hänseln," meinte der Wirth.

„Dann haben sie's mit mir zu thun," sagte Lisi energisch. „Der Herr Baron hat sein Leben für die Rettung Anderer gewagt, dafür muß ihm Jedermann Hochachtung erweisen, das werde ich den Leuten schon begreiflich machen."

„Wie geht's der armen Kleinen?" fragte Hyppolit, von Lisi's warmen Worten erfreut.

„Sie hat sich bereits erholt und nach ihrer Mutter gefragt. Ach, die wird sie nicht mehr sehen, aber ich hab' mir vorgenommen, ihr dieselbe zu ersetzen."

„Sie sind ein braves Mädchen, Mamsell."

„Man thut seine Menschenpflicht," sagte Trumpfinger, „wenn Jeder das Seinige thun wollte, stünde es mit der Menschheit besser."

„Ja wol, ja wol!" bestätigte der Holzscheiber-Baron.

Er zog eine zu der neuen Beschäftigung passende Kleidung an, mischte sich unter die ehemaligen

Zechkameraden, die ihn mit dem vertraulichen Gruße: „Servus Hipperl!“ empfingen, und half ihnen zwei Tage lang, das Holz von den Schiffen auf die Legestätte zu schaffen. Da er keine bleibende Wohnung hatte, so räumte ihm der Wirth ein unbenütztes Dachkämmerchen ein, wo er seine abgelegte Garderobe, seine Uhr und den geringen Rest seines Geldes verwahrte. Um die Rettungsprämie meldete er sich nicht, denn ein baarer Lohn hätte ihm die Zufriedenheit mit sich selbst und das Vergnügen beim Anblicke des geretteten Kindes verringert.

Ueber die Abkunft des Letzteren konnte nichts ermittelt werden, obgleich behördlich der Name des Kindes: „Cäcilie“, dessen Bekleidung, sowie als besonderes Kennzeichen die Form eines goldenen Kreuzchens mit dem eingravirten Datum „14. Oktober“ ausführlich kundgemacht wurde.

Auch von der unglücklichen Selbstmörderin wurde keine Spur entdeckt, der hochgehende Fluß mochte die Leiche rasch fortgeschwemmt oder irgendwo in einer Aushöhlung seiner Ufer abgelagert haben. Einstweilen blieben die Nachforschungen nach jener Person und nach ihrer Verwandtschaft vergeblich.

Während Baron Hyppolit von Haldenstein sich mit der schweren und niedrigen Arbeit des Holzausladens beschäftigte, besprach sich der Wirth mit seiner Tochter über die mögliche Art, ihm eine Verbesserung seiner Existenz zu verschaffen. In Folge dieser Besprechung begab sich der Wirth am zweiten Tage zu dem ihm wolbekannten Holzhändler Flinger, dem die Holzschiffe zugehörten, in dessen Solde also auch die Arbeiter standen.

Herr Flinger war selbst ein Mann, der sich von unterster Stufe hinauf gearbeitet hatte, sein schönes Haus, sein bedeutendes Vermögen, wie die öffentliche Achtung hatte er sich mit vieljähriger Mühe redlich verdient.

Dabei war er ein gemüthlich lustiger Kauz, der gern harmlose Späßchen machte und sich diese auch von Anderen gefallen ließ, wenn sie nicht den Respekt verletzten, denn am Respekt vergab er sich nichts.

Als Hyppolit am Abende seines zweiten Arbeitstages sich dem Wirthshause näherte, wobei er sich vor Müdigkeit kaum schleppen konnte, und mit bitterem Lächeln seine zerschundenen feinen Hände besah, kam ihm an der Thüre Herr Trum-

pfinger mit einem wolgekleideten Fremden entgegen.

Er wollte grüßend vorüberschreiten, als er den Letzteren halblaut sagen hörte: „Das ist also mein Baron?“

Der Wirth nickte bejahend.

Hyppolit sah den Lachenden ziemlich herausfordernd an und frug: „Warum der Ihrige, mein Herr?“

„Na, weil Sie um Lohn für mich arbeiten.“

„Es ist der Holzhändler, Herr Flinger,“ erklärte der Wirth.

Hyppolit verneigte sich mit ironischem Respekt: „Ist mir eine Ehre, meinen Brotgeber kennen zu lernen.“

„Da sieht man halt gleich, was nobel ist,“ lachte Herr Flinger, „meine anderen Leute sagen höchstens „grüß Gott“ oder „b'hüt Gott“ zu mir, aber von der Ehre sagen sie nichts, weil sie nicht einmal recht wissen, was das für ein Ding ist.“

„Das wissen auch manche nicht, die sich für viel besser halten, als ich,“ sagte Hyppolit scharf.

„Soll das vielleicht auf mich gestichelt sein?“ frug der Holzhändler stirnrunzelnd.

„Gewiß nicht, mein Herr. Ich habe noch keinen meiner Kameraden über Sie schimpfen gehört, darum sind Sie gewiß ein Ehrenmann.“

„Einer aus dem FF!“ bezeugte der Wirth.

Hyppolit verneigte sich abermals, jetzt ohne Ironie, und wollte in seine Dachstube gehen.

Aber der Holzhändler hielt ihn mit den Worten auf: „Lassen Sie mich einmal Ihre Hände anschauen.“

Hyppolit gehorchte achselzuckend.

„Hören Sie,“ lachte der Andere, „wenn Sie sich in zwei Tagen schon so zerschunden haben, werden Sie's nicht lange aushalten.“

„Ich muß es aushalten, weil ich will,“ war die energische Antwort.

„Reden wir gescheidt,“ fuhr der Holzhändler weniger spaßhaft fort; „Sie haben gewiß die Leidenschaft für's Holzschleppen nicht mit auf die Welt gebracht, es muß was dahinter stecken, was ich Ihnen jetzt nicht abfragen will. Weil wir aber von der Ehre gesprochen haben, so meine ich, daß wenig Ehre dabei ist, wenn man was Besseres kann und was Geringeres thut. Sie können wol besser mit der Feder umgehen, als mit dem Schubkarren?“

„Das leugne ich nicht, aber ich will den Schubkarren führen, damit sich Einer, der mich um mein Recht betrogen hat, darüber schämen muß.“

„Wenn der ein Betrüger ist, wird er sich auch darüber nicht schämen.“

Hyppolit mußte das Richtige dieses Einwurfes anerkennen, er wischte mit der Hand die schweißbenetzte Stirne und fragte halb lächelnd: „Wollen Sie mir etwa eine standesmäßige Beschäftigung bieten?“

„Nicht freiherrlich standesmäßig, aber holzhändlerisch,“ erwiderte Jener. „Sehen Sie, zu der gemeinen Arbeit kriege ich brauchbare Leute genug, aber mein alter Schreiber ist vor einigen Tagen gestorben. Ich brauche einen verläßlichen Menschen, der für mich Geschäftsbriefe schreibt, Kontrakte und Rechnungen in genauer Uebersicht hält, dann und wann auch eine Reise macht, wenn ich selber verhindert bin; kurzum eine Art Stellvertreter im kaufmännischen Theil des Geschäftes. Trauen Sie sich diese Fähigkeiten zu?“

„Ich würde Sie täuschen,“ sagte Hyppolit offen und ernst, „wenn ich Ihre Frage sofort bejahen wollte, aber ich gestehe, daß ich sie bejahen zu können wünschte.“

„Also probiren Sie's, der gute Wille vermag viel. Ich biete Ihnen vorderhand vierzig Gulden Monatsgehalt, freie Kost und Wohnung in meinem Hause, und wenn Sie mir ein gutes Geschäft vermitteln, anständige Provision."

Hyppolit zögerte noch eine Minute, reichte dann dem Holzhändler seine rechte Hand und sagte im Tone eines Kavaliers, der eine Wette hält: „Angenommen!"

„Topp! Also gleich von morgen an, um acht Uhr erwarte ich Sie zum Frühstück. Gute Nacht, mein Baron! gute Nacht, Herr Trumpfinger, grüßen Sie mir 's liebe Töchterlein, Servus!"

Nachdem Herr Flinger sich entfernt hatte, sagte der Wirth vergnügt zu Hyppolit: „Sehen Sie, wie jede rechtschaffene That ihren Lohn bringt. Der Holzhändler könnte hundert brauchbare Schreiber für Einen kriegen, aber weil Sie das arme Kind aus dem Wasser geholt haben, darum hat er eine Vorliebe für Sie. Na, ich wünsch' recht viel Glück."

Auch Lisi war herzlich erfreut, als sie von der günstigen Wendung hörte, sie war ja mit Ursache davon, denn, ohne ihre „Philosophie" hätte der Lebensüberdrüssige vielleicht das Kind nicht gerettet.

Am nächsten Morgen begab sich Hyppolit in einfacher Kleidung, einem Mittelding zwischen seinem verrissenen Modeanzug und seiner Holzscheibertracht, in das Haus des Herrn Flinger. Da sah er zum ersten Male die heitere Behaglichkeit eines respektablen Bürgerhauses, einen zufriedenen Hausvater, eine geschäftige Hausmutter, wolerzogene Kinder; nach einer kurzen Vorstellung saß er mit Allen am Frühstückstische, wo er nicht als verlumpter Baron, sondern als neuer Hausangehöriger behandelt wurde, er fühlte sich schon in dieser ersten Stunde daheim.

— — — — — — — — — — — —

Wir überspringen einige Monate, in welchen sich Hyppolit mit seiner bürgerlichen Beschäftigung immer vertrauter machte, was ihm die Zufriedenheit seines Arbeitsgebers und die Achtung der ganzen Familie erwarb. Man schmeichelte sich nicht damit, daß ein Baron im Dienste eines Holzhändlers stand, man hatte vielmehr das Zartgefühl, ihn nur vertraulich als Herrn Hyppolit zu tituliren. Er wußte das Zartgefühl zu schätzen und befand sich in der neuen Thätigkeit wohl.

In freien Stunden besuchte er oft den wackeren Wirth und seine heitere Tochter, die sich mit

jedem Tage mehr in ihre freiwillige Mutterrolle hineinlebte. Das gerettete Kind gedieh unter ihrer sorgsamen Pflege; Hyppolit freute sich darüber und ließ es sich nicht nehmen, von seinem Gehalt zu den Verpflegungskosten beizutragen; das machte ihn zufriedener, als die ehemalige Nachtschwärmerei.

Endlich kam die von Herrn Flinger schon gedachte Gelegenheit, daß er, weil selbst verhindert, seinen Schreiber beauftragte, für ihn eine Geschäftsreise zu machen. Er hatte in Baiern auf eine größere Holzlieferung abgeschlossen; diese sollte Hyppolit an Ort und Stelle übernehmen, sich von der genauen Einhaltung des Kontraktes überzeugen, und sodann die Verladung wie den Transport überwachen.

Diese Sendung war ehrenvoll, weil sie Vertrauenswürdigkeit beanspruchte, der freiherrliche Sendling gelobte sich, das Vertrauen zu rechtfertigen, und begab sich mit stolzem Selbstgefühl auf die Reise.

Da der Lieferant des Holzhändlers in München domizilirte, benützte Hyppolit seinen längeren Aufenthalt daselbst, um sich die kunstsinnige und mit vielen Werken der Kunst geschmückte Hauptstadt des Baierlandes genau zu besehen.

Er besuchte die Sammlungen, Museen und Galerien, bewunderte die prächtigen Bauten im antiken Style, die großartigen Paläste und Kirchen, auch sogar die Friedhöfe, deren zahlreiche schöne Monumente den Ruhm der Lebenden über den Behausungen der Todten verkünden.

Als er eines Tages zwischen den Steinen und Blumenhügeln eines solchen ruhegeweihten Raumes dahinschritt, sah er an einem einfachen, nur mit einem hölzernen Kreuz ohne Aufschrift geschmückten Grabe eine weibliche Person knien und andächtig beten.

Die Betende, deren Kleidung ebenfalls einfach, beinahe dürftig war, schien dem Mittelstand anzugehören; ihre gefalteten Hände waren klein und zart, aber sie zeigten die Merkmale fleißiger und anstrengender Arbeit. Ihre Gestalt war edel und schlank, der gebeugte Nacken, dessen Bedeckung sich etwas verschoben hatte, ließ eine schneeige, Haut unter einzelnen Ringeln glänzend schwarzen Haares erblicken.

Hyppolit's Interesse war angeregt; er wartete in einiger Entfernung, um auch die Gesichtszüge der Betenden, wenn sie sich aufrichten würde, mit einem flüchtigen Blick zu betrachten.

Als aber dieser Moment erschien, als sie sich aufrichtete und ohne Ahnung von seiner Nähe ihm die thränenfeuchten Augen zeigte, da konnte sich der Neugierige nicht mit einem flüchtigen Blick begnügen, er mußte sein Auge länger und schärfer auf ihr haften lassen, denn sie war ein allzu liebliches anmuthiges Bild.

Das Mädchen mochte kaum achtzehn Jahre zählen, der Ausdruck seiner Züge sprach von unschuldsvoller Kindlichkeit, geziert mit jungfräulichem Ernst. In seinen großen glänzenden Augen schien sich das reine Blau des Himmels zu spiegeln, die feinen rothen Lippen schienen nur zu sanfter Rede, zu Aeußerungen eines warmen, edlen, theilnehmenden Gemüthes geformt.

Die Verlegenheit, als es sich von einem Fremden beobachtet sah, warf einen flüchtigen Feuerschein auf die, sonst nur schwach gerötheten Wangen, aber es gewann schnell die Fassung wieder, bekreuzigte sich noch einmal vor dem Grabe, und wollte nach dem Thore des Friedhofs schreiten, da vertrat ihm Hyppolit, artig bescheiden grüßend, den Weg.

„Verzeihen Sie, mein schönes Fräulein," sagte er mit abgezogenem Hute, „darf ich die un=

berufene Frage stellen, für welchen theuren Angehörigen Sie an diesem Grabe gebetet haben?"

„Für keinen Angehörigen," erwiderte es ohne Ziererei mit wohllautender Stimme, „dieser arme Todte war mir fremd, aber ich und mein Vater haben ihn aufrichtig geschätzt und geachtet."

„Dann ist er noch im Grabe beneidenswerth, denn Ihre Schätzung und Achtung muß beglückend sein."

Das Mädchen erröthete abermals und warf einen unruhigen Blick nach dem Ausgang.

Aber um es aufzuhalten, bat er nun, ihm auch den Namen jenes Todten zu sagen.

„Er war ein armer, doch höchst talentvoller Musikus und nannte sich Grüner."

„Musikus? Grüner?"

Die Lebhaftigkeit, womit Hyppolit diesen Ausruf that, erweckte sichtlich das Interesse der Schönen. „Haben Sie ihn etwa zufällig gekannt?" frug sie.

„Wenn meine Vermuthung über seine Person die richtige ist, so muß ich zwar gestehen, daß ich ihn kaum gekannt habe, daß ich aber durch seine Frau, die Tochter meines Onkels, mit ihm verwandt bin."

„Ah, die unglückliche Frau!“

Dieser Seufzer des Mädchens war so tief und schmerzlich, daß Hyppolit sofort die Frage stellte, was mit jener Unglücklichen geschehen sei.

„Fort ist sie, mit ihrem Kinde fort!“ war die schmerzliche Antwort. „Obgleich mein Vater und ich Alles thaten, was nur in unseren Kräften stand, um sie zu trösten und aufzurichten, obgleich wir unser Weniges gerne mit ihr theilten, seit dem Tode ihres geliebten Mannes verfiel sie in stets traurigere Melancholie. Oft sprach sie davon, daß sie um ihres Kindes Willen nach Wien zurückkehren und ihren Vater, der sie verstieß, um Erbarmen anflehen wollte. Aber dann ließ sie wieder den Muth sinken. ‚Ich habe ihm ja flehentlich geschrieben,‘ jammerte sie, ‚er hat mir nicht geantwortet, weil er sich meines Elendes freut. . . . . O nein, nein! Ich werfe jede Hoffnung hin, bei einem solchen Vater gibt's kein Erbarmen!‘

„Wann hat sie sich von hier entfernt?“ frug Hyppolit, den eine böse Ahnung ergriff.

Das Mädchen nannte ein Datum, welches mit seiner Ahnung übereinstimmte.

„Wie war sie gekleidet?“

„Immer schwarz, in tiefer Trauer.“

„O mein Gott! o mein Gott! — Hatte sie die Mittel, um eine Reise anzutreten?“

„Ach nein, sie war vollständig arm. Wir hätten gern ein Opfer gebracht, um ihr etwas Reisegeld mitzugeben, aber sie hat uns heimlich verlassen. Sie war oft in so schrecklicher Aufregung, daß uns um ihre Vernunft bange wurde. Wir versuchten, sie mit Theilnahme und freundschaftlichem Trost zu beruhigen; wir riefen auch einen Arzt, aber zur Befolgung seines Rathes, die Leidende zur Beobachtung in eine Irrenanstalt zu bringen, konnten wir uns nicht entschließen; wir wollten lieber unsere Ruhe opfern, als die Arme in jenem unheimlichen Hause wissen, wo sie sich auch von ihrem Kinde hätte trennen müssen.“

„Liebte sie das Kind?“

„Ob sie es liebte! Es war ja nach dem Tode seines Vaters ihr Alles. — Eines Tages hatte sich ihre Aufregung bis zum Paroxismus gesteigert, dann aber folgte eine Apathie, die auf längere Ruhe hoffen ließ. Ich gab ihr nach Vorschrift des Arztes einen kalmirenden Trank und brachte sie in die ebenerdige Kammer, die sie in unserem kleinen Hause bewohnte, frühzeitig zu Bette, dann begab ich mich selbst

zur Ruhe, um am nächsten Morgen früh wieder wach zu sein. Mit der ersten Dämmerung stand ich vor ihrer Kammer, aber wer beschreibt meinen Schrecken! Die Thüre war geöffnet, die Kammer leer, unsere Kranke war mit ihrem Kinde fort, hatte ihre wenigen Habseligkeiten zurückgelassen, nur ihr schwarzer Anzug und ein großes Umschlagetuch, worin sie bei kühler Witterung ihr Kind zu hüllen pflegte, fehlten. Ich machte Lärm. Mein alter Vater machte sich selbst auf den Weg, um der Entflohenen nachzuspüren, auch mehrere Nachbarn waren uns dazu behilflich, umsonst! Sie mochte die Flucht sogleich nach meiner Entfernung unternommen und die Nacht zu deren Beschleunigung benützt haben. Auch polizeiliche Hilfe zu ihrer Wiederauffindung hatte keinen Erfolg. Mit dem listigen Instinkt der Geisteskranken schien sie Mittel gefunden zu haben, ihre Spur zu verbergen. Wäre uns ihr Familienname bekannt gewesen, den sie selbst wie ihr verstorbener Mann uns niemals mittheilen wollten, so hätten wir an den Vater, der sie grausam verstoßen, geschrieben. Aber sie hatte unter angenommenem Namen geheiratet, nur der Priester, der sie traute,

war in das Geheimniß eingeweiht, und dieser lebte nicht mehr. So fehlte uns jeder Anhaltspunkt, wir mußten auf die Nachforschung verzichten!“

„Wenn sie es wäre, wenn sie es wäre!“ murmelte der junge Mann, vor sich hinstarrend, „o, darin läge eine wunderbare Fügung des Schicksals!“

„Woran denken Sie?“ fragte das Mädchen überrascht.

„An eine Selbstmörderin, deren Kind ich gerettet habe, als sie sich mit demselben in die Donau stürzte.“

„Die Unglückliche war aus Wien hieher gekommen, wie auch ihr Mann. O wenn sie es wäre!“

In der Aufregung dieses Gedankens faßte die Fremde den Arm ihres Begleiters unbewußt an, die Berührung ihrer Hand führte ihn wieder zur Betrachtung ihrer Schönheit zurück.

„Wenn die Unglückliche meine Verwandte und ihr trauriges Geschick die Veranlassung zu meiner näheren Bekanntschaft mit Ihnen wäre,“ sagte er innig, „so wäre dieses das erste Glück, das ich meiner Verwandtschaft zu danken hätte!“

Sie erröthete wieder.

„Jedenfalls muß ich bitten," fuhr er lebhaft fort, „daß Sie mir zum Zwecke weiterer Aufklärung ein baldiges Wiedersehen gestatten."

„Wir sind bei meiner väterlichen Wohnung," sagte sie, auf ein Häuschen weisend, vor welchem sie während des Gespräches angelangt waren.

Dieses Häuschen lag außerhalb der Stadt, es hatte nur ein Parterre-Geschoß mit zwei kleinen getrennten Wohnungen zu beiden Seiten der Thüre, in welche man von der Straße aus eintreten konnte. Die eine dieser Wohnungen, welche dem verstorbenen Grüner mit den Seinigen zum Aufenthalte gedient, war verschlossen. Die andere mit zwei offenen Fenstern, hinter welchen blendend weiße Vorhänge und einige Blumenstöcke sichtbar waren, bot wie das Häuschen selbst ein freundlich anmuthendes Bild. Ueber dem niederen Schindeldache und den Wipfeln der Gebüsche im anstoßenden Gärtchen schien der Athem bescheidener Zufriedenheit zu wehen, es war ein ärmlicher, aber gewiß kein trauriger Ort.

Jetzt wurden aus dem Inneren musikalische Töne hörbar, eine unverkennbar kunstgeübte Hand ließ dieselben aus den Saiten eines Violoncells

erklingen, es war eine Melodie von Schubert, also hinreißend schön. Auf eine fragende Geberde Hyppolits sagte das Mädchen einfach: „Mein Vater.“

Der Violoncellkünstler Weidenblatt, vormals Solospieler im Orchester des Münchener Hoftheaters und Mitglied der Hofkapelle, hatte sich, nachdem er wegen Augenschwäche zur Dienstleistung unfähig geworden, hier in seinem bescheidenen Eigenthum zur Ruhe gesetzt. Seine Pension war gering, sein Erspartes wenig, er würde sich manche Entbehrung haben auferlegen müssen, wenn nicht sein Töchterchen, die an Körper und Gemüth reich ausgestattete Agnes, mit dem Ertrag ihrer unermüdlichen Arbeit zum häuslichen Wohlstand beigetragen hätte. Agnes kannte keine höhere Pflicht und kein höheres Glück, als ihrem halberblindeten Vater die Tage seines hohen Alters zu erhellen und zu verschönern.

Aber der Vater schwärmte auch für sie; ihre Wünsche waren ihm Gebot, ihre Meinungen Evangelien, ihre Liebe sein Himmelreich und der Klang ihrer süßen Stimme drang noch beglückender in sein Herz, als der seines theueren Instruments, für das er ebenfalls schwärmte.

Der alte Künstler, der selbst eine klassisch musikalische Bildung besaß, wußte dieselbe auch an Anderen zu schätzen, darum hatte er sich mit seinem Miethsmanne, dem verstorbenen Grüner, herzlichst befreundet. Er tröstete und ermuthigte den jüngeren Kunstgenossen, wenn dieser über Schwierigkeiten und Enttäuschungen klagte. „Nur aushalten, nur aushalten!“ sagte dann der Alte, „Sie haben das rechte Zeug zu einem klassischen Musikus, Sie haben nicht allein technische Fertigkeit, sondern auch künstlerische Gedanken. Das beweisen Ihre Lieder, die mein Töchterchen so anmuthig singt. Machen Sie sich an etwas Größeres, an eine Oper. Was ich dazu mithelfen kann, das soll geschehen. Ich darf mir schmeicheln, daß mein Urtheil geachtet wird. Wenn Ihnen das Werk gelingt, so werde ich es dem Hoftheater-Intendanten empfehlen.“

Solche freundschaftliche Aufforderungen belebten den Muth des jungen Künstlers, aber sie spornten ihn auch zur übermäßigen Ausbeutung seiner geistigen und leiblichen Kräfte an, diese schwanden allmälig, doch kontinuirlich. Dazu kam die Sorge um den Lebensbedarf, die sich für Weib und Kind noch vermehrte. Das geringe

Besitzthum Mathildens wurde in zwei Jahren aufgezehrt, im dritten kam die unabweisbare Noth, denn der Erwerb des jungen Gatten und Vaters war auf einige Musik-Lektionen beschränkt, Mathilde kränkelte und konnte sich neben der Pflege ihres Kindes nicht mit ausdauernden Brodarbeiten befassen.

In jener Zeit faßte sie den verzweifelten und hoffnungsarmen Entschluß, an ihren Vater zu schreiben. Wir kennen den Inhalt und den Erfolg dieses Briefes. Während sie von Woche zu Woche vergeblich eine Kundgebung ihres Vaters erwartete, setzte ihr Gatte seine Anstrengung mit verdoppeltem Eifer fort, er versagte sich Schlaf und Ruhe, er wollte sich um jeden Preis hinaufarbeiten, um dem geliebten Weibe ein glücklicheres Loos zu verschaffen.

Sie sah es und liebte ihn um desto inniger, aber sie konnte die Hoffnungslosigkeit, die Qual der Selbstvorwürfe nicht überwinden, sie sagte sich mit diesen Vorwürfen, daß sie mit sich selbst und ihrem Kinde ihm eine Last aufgebürdet habe, unter welcher er zusammenbrechen müsse. Das setzte sich in ihrer gemarterten Seele fest, das machte ihre Wangen bleichen und ihre Augen

ermatten, das legte den Keim zu jener Geistesverwirrung, die sie später zum Entsetzlichsten trieb.

Und plötzlich kam der fürchterliche Schlag, der die letzte Kraft ihrer Seele vernichtete! Grüner hatte drei Nächte hintereinander mit unerhörter Anstrengung gearbeitet, er wollte sein Werk noch im Laufe dieses Jahres vollenden, um dessen Erfolg zu beschleunigen, er trieb seine Phantasie zu den gewagtesten Sprüngen an, hörte weder auf die Abmahnungen seines alten Freundes, noch seiner Gattin. Aber die mißbrauchten Nerven rächten sich, indem sie nachließen und ihre Dienste versagten. Der Erschöpfte mußte seinen Arbeitstisch mit dem Krankenlager vertauschen, ein hitziges Fieber übermannte ihn, das kein Arzt und keine noch so liebevolle Pflege zu bändigen vermochten; am neunten Tage verlor er das Bewußtsein und bald darauf befreite ihn der Tod von dem schrecklichen Gefühl, seine Lieben im Elend hinterlassen zu müssen.

Agnes und ihr Vater opferten sich für die unglückliche Witwe auf. Was nur geschehen konnte, um ihre Verzweiflung zu mildern, versuchten sie, auch materielle Opfer, so weit diese in ihren Kräften standen, brachten sie ohne Bedenken. Die

Kosten des Begräbnisses, des eigenen Grabes und des darauf errichteten Kreuzes bestritt Mathilde aus ihren Ersparnissen, während ihr Vater der hilflosen Witwe seines todten Freundes das freiwillige Anerbieten machte, seine Wohnung und seinen Tisch kostenfrei mit ihr zu theilen, so lange sie dessen bedürfe.

Aber da half kein Trost, kein Opfer, kein Beweis der edelsten Theilnahme; seit ihr Gatte im Grabe lag, schritt die Verlassene nur noch einem Schatten gleich über die Erde. Nur die Sorge um ihr Kind schien sie noch am Leben Antheil nehmen zu lassen, aber oft, wenn sie sich allein glaubte, sprach sie zu demselben unter trostlosen Seufzern: „Besser für uns Beide, wenn wir auch bei einander in der Erde lägen, denn wir haben auf dieser Welt kein Glück mehr zu hoffen!“

— — — — — — — — —

Das Alles, was wir hier geschildert, hörte Hyppolit theils aus Agnesens Munde, theils aus dem ihres Vaters, dem sie ihren neuen Bekannten mit der Erklärung ihres Zusammentreffens vorgestellt hatte.

„Auf dem Friedhofe haben Sie mein Töchterlein gefunden?“ sagte der Alte, der den Fremden

zuvorkommend freundlich empfing. „Ja, meine Agnes will auch die todten Freunde ihres Vaters nicht vergessen.“ Dabei warf er aus seinen dämmernden Augen einen Blick der zärtlichsten Vaterliebe auf das holde Geschöpf.

„Wenn ich einen Gang zu machen habe, der mich nahe vorüber führt,“ sagte Agnes gefühlvoll, „so unterlasse ich nie, an dem Grabe des armen Musikus ein Vaterunser zu beten. Es kommt mir so vor, als könnte ich dadurch einen Theil der Schuld abtragen, die das Leben ihm nicht bezahlte.“

„Das Leben bezahlt manche Schulden nicht, die wir von ihm zu fordern hätten,“ erwiderte Hyppolit warm, „wohl aber demjenigen, dessen sich edle Menschen so theilnehmend erinnern!“

„Ja, meine Tochter ist ein Engelskind,“ fiel der Alte schwärmerisch ein. „Sehen Sie, lieber Herr, wenn ich dieses Kind nicht hätte, was würde dann aus mir? Ich hätte selbst an meinem Instrument keine Freude mehr, weil ich in seinen Tönen ja nur ihre Stimme höre.“

„Eine süße, holde Stimme!“ rief Hyppolit, und der Alte bestätigte seinen Ruf durch freundliches Nicken.

„Darf ich Ihnen nicht eine kleine Erfrischung anbieten?“ brach Agnes diese Lobeserhebungen ab, „meinem Vater wird Ihre Gesellschaft angenehm sein.“

„Freilich, freilich!“ sagte der Alte.

Als Agnes sich entfernt hatte, um die Erfrischung aus der kleinen Vorrathskammer zu holen, blinzelte ihr Vater seinem Gesellschafter vertraulich zu und lächelte: „Sie wird verlegen, wenn man sie lobt, aber glauben Sie mir, sie ist wirklich ein Engelskind, das hat sie an unseren armen Miethsleuten bewiesen. Viele Tage und Nächte hat sie dem kranken Mann, der leidenden Frau und dem hilflosen Kinde geopfert. Wenn sie einst selbst einen Mann und Kinder haben wird, können diese nicht mehr beanspruchen, als sie für eine fremde Familie that.“

„Und sollte sich noch Keiner gefunden haben,“ fragte Hyppolit gespannt, „der einen so köstlichen Schatz für sich gewinnen wollte?“

„O ja wol! Recht Anständige hätten sich schon gefunden, aber wissen Sie, was mein Herzenstöchterchen sagt? ‚Väterchen,‘ sagt sie, ‚so lange Du lebst, denke ich nicht an’s Heiraten, denn ich möchte meinen Mann durch Liebe zu Dir

nicht eifersüchtig machen; Dir aber möchte ich nicht das kleinste Theilchen entziehen. Wenn Du einmal, was Gott noch lange verhüten möge, von mir scheidest, dann — nun dann werde ich Dich in der Erinnerung auch noch lieber haben, als alles Andere auf dieser Welt!“ Zwei große Thränen stahlen sich bei diesen Worten aus den glanzlosen Augen des Alten, er machte eine kleine Pause, um sie zu trocknen, dann fragte er mit dem seligsten Ausdruck: „Bin ich nicht ein glücklicher Vater, lieber Herr?“

„Ja, ein glücklicher Vater!“

Bei diesem Ausrufe innerster Ueberzeugung konnte Hyppolit nicht umhin, an seinen wucherischen, hartherzigen Onkel zu denken. Welcher Gegensatz zwischen hier und dort! Auch Jener war Vater, auch Jener hatte ein schönes und gefühlvolles Kind, dessen Liebe ihn hätte beglücken können, aber er hatte es um des Mammons Willen von sich gestoßen. Und die unglückliche Tochter des Reichen wurde von der Tochter des glücklichen Armen in diesem Hause gepflegt. Sollte sie wirklich jene Selbstmörderin gewesen sein, sollte ihr gerettetes Kind bestimmt sein, zwischen seinem Retter und der Pflegerin seiner Mutter ein Band der edelsten Gemeinschaft zu knüpfen?

Während Hyppolit sich mit diesen Gedanken beschäftigte, kehrte Agnes zurück. Sie brachte auf einer Tasse einen kleinen Imbiß, Brod, Früchte und eine Flasche Wein mit zwei Gläsern. Das setzte sie auf den Tisch, der neben dem Armstuhle ihres Vaters stand, füllte sodann die Gläser, deren eines sie dem Fremden reichte, und sagte mit heiterer Freundlichkeit: „Ich bitte Sie, werther Herr, auf die Gesundheit meines lieben Vaters zu trinken.“

„Nicht nur auf seine Gesundheit,“ erwiderte Hyppolit, indem er sich sehr lebhaft erhob, „sondern auf Alles, was ihm sein Engelskind, wie er Sie mit Recht genannt, wünscht! Aber bevor ich trinke, muß ich bitten, daß die schöne Wirthin selbst aus meinem Glase nippt.“

Sie that es gefällig.

Er drückte seinen Mund hastig auf die Stelle, wo ihre Lippen geruht, stieß mit dem lächelnden Alten an und leerte das Glas bis zur Nagelprobe. Noch nie hatte ihm ein Trunk so süß und wohlig geschmeckt.

Nun wendete sich die Unterhaltung auf ihn selbst und seine Verhältnisse, aber er hütete sich wol, die günstige Meinung seiner neuen Bekannten

durch genaue Schilderung seiner Vergangenheit zu erschüttern. Er gab sich nicht als Baron, sondern einfach als Hyppolit Haldenstein, er vermied es auch, nähere Aufschlüsse über seine Verwandtschaft mit der verschwundenen Mathilde zu geben.

„Geh' doch, Herzchen," unterbrach plötzlich Herr Weidenblatt, „singe unserem Gaste das schöne Lied, das der arme Grüner für seine Frau gesetzt hat, als sie noch Liebesleute waren. Ich akkompagnire Dir."

„Bitte, bitte!" drängte Hyppolit das zögernde Mädchen.

Agnes reichte dem Vater das Violoncell, die Miene des alten Künstlers wurde fast feierlich, als er eine melodische, rührend weiche Einleitung spielte. Dieses Lied war dasselbe, welches einst Mathilden und ihrem Geliebten das Geständniß ihres Herzensgeheimnisses entrissen hatte; jetzt, von der holden Agnes mit wärmstem Ausdrucke gesungen, von der fast menschlichen Stimme des trefflichen Instrumentes begleitet, brachte es auf den athemlos Horchenden eine hinreißende, zauberisch überwältigende Wirkung hervor.

Ehe noch die letzte Kadenz verklungen war, hatten

sich die Augen Hyppolit's mit Thränen der wohlthuendsten Rührung gefüllt; das war dem „verlumpten Baron“ seit undenklicher Zeit nicht geschehen.

Nach Beendigung des Musikstückes wollte die Unterhaltung nicht mehr recht in Fluß gerathen, alle Theilnehmer waren zu tief bewegt. Hyppolit dankte in warmen Worten für die freundliche Aufnahme und den künstlerischen Genuß, bat um Erlaubniß, während der kurzen Zeit seines hiesigen Verbleibens noch öfter vorsprechen zu dürfen, was der Alte mit Zuvorkommenheit, die Tochter mit fast unmerklichem Kopfnicken gewährte.

Als Hyppolit wieder allein auf der Straße war und auf seinem Wege wol zwanzigmal nach dem friedlichen Häuschen zurückblickte, da glaubte er eine Stimme zu hören, die ihm melodisch zuflüsterte: „Du hast ein Ziel für das Streben deines künftigen Daseins gefunden!“

Seine Geschäfte in München erstreckten sich noch über die Dauer einer Woche hinaus. Fast jeden Tag besuchte er seine neuen Freunde und fand er auch nur Zeit, ein Viertelstündchen mit ihnen zu plaudern, er trug doch stets ein Gefühl seliger Befriedigung fort.

Als aber die Stunde der Trennung kam, da schied er von ihnen mit der innigen Versicherung, daß der beste Theil seines Herzens hier zurückbleibe, daß er die Trennung nur ertragen könne, wenn er auch eines warmen Angedenkens in ihren Herzen gewiß sei. Beide sagten ihm dieses Angedenken zu, der alte Weidenblatt mit lauter Stimme, Agnes weniger laut, aber nicht minder herzlich und wahr. Ihre feuchten Augen bestätigten, daß auch ein Theilchen ihres jungfräulichen Herzens dem Scheidenden folge. — Mit dieser beglückenden Ueberzeugung kehrte der freiherrliche Schreiber des Wiener Holzhändlers in seine Heimat zurück.

* * *

Dort warteten erschütternde Nachrichten auf ihn. Nach Abwicklung der Geschäftsangelegenheit, worüber Herr Flinger seine volle Zufriedenheit äußerte, faßte dieser die Hand des jungen Mannes und sprach mit ungewöhnlichem Ernst:

„Sie haben sich an Ihrem Onkel rächen wollen, aber der liebe Herrgott ist Ihnen zuvorgekommen. Hören Sie, was geschehen ist. In der Donau bei Petronell hat man die Leiche eines ertrunkenen Frauenzimmers gefunden, die in einer Aushöhlung

des Ufers unter Steinen und Reisig angeschwemmt war. Ihre Person war durch vorgeschrittene Verwesung unkenntlich, aber in einem festverschlossenen Täschchen von Guttapercha, das vom Wasser wenig gelitten hatte, fand man einen noch lesbaren Brief. Dieser Brief war an den Vater der Unglücklichen, an Ihren — Onkel gerichtet!"

„O meine Ahnung!" schrie Hyppolit, „gewiß war es die Selbstmörderin, deren Kind zu retten mir gelungen ist!"

„Ich glaub' es fast selbst. Wahrscheinlich hat sie die That in einem Anfalle von Geistesverwirrung verübt, denn warum hätte sie sonst den Brief nicht abgeschickt? Der Inhalt desselben soll auch darauf hinweisen, daß sie nicht bei Vernunft war. Bald fleht sie den Vater an, sich ihres elternlosen Kindes zu erbarmen, bald verkündet sie ihm, daß sie mit ihrem Kinde sterben wolle. Sie mag auf dem Wege zu ihrem väterlichen Hause gewesen sein, als sie mit dem letzten Reste von Vernunft auch den Muth zu leben verlor."

„O das Kind! das arme Kind!" klagte Hyppolit, „wenn nur seine Identität beglaubigt werden könnte! Ha! ein Gedanke! Es trägt am

Halfe ein kleines goldenes Kreuz mit der Eingravirung: 14. October. Vielleicht erhalten wir dadurch Gewißheit, vielleicht kennt mein Onkel diesen einfachen Schmuck. Ich will sofort eilen, um ihn deshalb zu befragen."

„Da müssen Sie wirklich eilen, denn wie ich höre, ist er in letzterer Zeit schwer krank gewesen und die Nachricht von dem aufgefundenen Leichnam seiner Tochter, der Anblick jenes Briefes, den man ihm zur Agnoszirung der Handschrift vorgelegt hat, sollen ihn rezidiv gemacht haben, so daß er hoffnungslos darnieder liegt."

„Ich will an seinem Sterbebett die Wahrheit ergründen!"

Hyppolit eilte fort, direkt in das Trumpfinger'sche Haus, wo man ihn mit Herzlichkeit, aber auch mit Wiederholung derselben Nachricht empfing.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun, liebes Lischen?" fragte er dringend.

„Wenn's möglich ist, vom Herzen gern," antwortete sie.

„Wollen Sie gestatten, Herr Trumpfinger, daß Ihre Tochter die kleine Cäcilie auf den Arm nehmen und mit ihr mich begleiten darf?

Ich bin auf einem Wege, der vielleicht zum Glücke des verwaisten Kindes führt."

„Dazu gebe Gott seinen Segen! Geschwind, Lisi, mach' Dich mit der Kleinen fertig," drängte der Wirth.

Nach einigen Minuten verließ Hyppolit mit Lisi und ihrem kleinen Pfleglinge das Haus, setzte sich mit Beiden am nächsten Standplatze in einen Fiaker, um baldigst zu der Wohnung des Herrn Egerhart zu gelangen. Die liebliche Kleine, die des ihr bestimmten Wassergrabes längst vergessen, auch der Mutter sich nur wie im Traum erinnerte, freute sich über die erste Fahrt ihres jungen Lebens, lächelte ihrem Begleiter vertraulich zu, zeigte ihm das flimmernde Kreuzlein an ihrem Halse und sagte mit kindischer Eitelkeit: „Gelt, das ist hübsch?"

Sie wußte nicht, daß ihr ganzes Lebensglück an diesem einfachen Kreuzlein hing; sie verstand nicht die Blicke Hyppolit's, die sich auf dasselbe mit der stummen Frage hefteten: Wird dieses kleine Stück Metall die Wahrheit enthüllen?

Der Wagen hielt vor dem einsamen, düsteren Hause des todtkranken Sünders. Thomas hatte

ihn vom Fenster der Krankenstube anfahren gesehen, hatte den aussteigenden Baron erkannt, sich über dessen seltsame Begleitung verwundert, und war mit leisen Schritten herabgeeilt, um die Hausthüre zu öffnen.

„Wie befindet sich — Herr Egerhart?“ fragte Hyppolit rasch, er konnte sich nicht überwinden, „Onkel“ zu sagen.

„Wie's die Umstände zulassen,“ war die Antwort des alten Dieners, der seinen Schmerz über Mathilden's schrecklichen Tod unter gezwungenem Humor zu bergen versuchte. „Wissen Sie, was der Aschenmann in dem Stück von Raimund sagt: ‚Mich haben die Geister schön zugerichtet!‘ Das kann auch Ihr Onkel sagen, seit ihm um Mitternacht die Gespenster erschienen sind.“

„Welche Gespenster?“

„Sie können sich's ja denken. Reden wir nicht davon, es ist gar zu traurig.“

„Kann ich jetzt den Kranken sprechen?“

„Er hat wol die Augen zu, aber ich weiß, daß er nicht schlafen kann, bis ihm der Tod dazu behilflich wird.“

„So führe uns hinauf.“

„Das Mädchen mit dem Kinde auch?“

„Ja, guter Alter, dieses Kind ist die Hauptperson.“

„Jesus Maria! Doch nicht etwa gar —“ stammelte Thomas, indem er die kleine Cäcilie fassend anstarrte, „die Aehnlichkeit wäre da, ich kann's beurtheilen, denn ich trage das Bild meines unglücklichen Fräuleins im Herzen.“

„Gebe Gott, daß sich das Urtheil Deines Herzens bewährt!“

Sie stiegen die Treppe hinauf und befanden sich vor der Krankenstube, aus deren verdunkeltem Raum kein anderer Ton zu hören war, als der eines von Aechzen unterbrochenen Hustens.

Thomas trat zuerst hinein, die Anderen folgten.

„Wir haben Besuch,“ meldete Thomas, sich dem Bette nähernd.

„Mich besuchen nur noch die Todten,“ schauderte der Kranke kaum hörbar.

„Diesmal sind es Lebende,“ sagte Hyppolit vortretend, „aber sie kommen vielleicht auf den Wunsch der Todten.“

Egerhart richtete sich mit Hilfe des Dieners zitternd auf und stöhnte mit einer Grimasse, die die Freundlichkeit zeigen sollte: „Ah Du!“ —

Er hatte den Baron seit Langem nicht geduzt. — „Kann mir denken, warum Du kommst," fuhr er keuchend fort, „willst mich an's Testament erinnern. Ist schon gemacht. Wirst nach meinem Tode ein reicher Mann, Deine Mutter wird mich dafür im Grabe ruhig lassen."

„Ich komme nicht um meinetwillen," sagte Hyppolit bewegt, „sondern im Namen Ihrer — Ihrer armen Tochter."

„O, o! die Selbstmörderin!" stöhnte der Alte.

„Vielleicht hat Ihnen die Selbstmörderin ein Andenken hinterlassen, das Sie mit ihr versöhnen kann."

Er gab Lisi einen Wink, mit der Kleinen, die sich in dem unheimlichen Raume fürchtete, näher zu treten.

Das Kreuzlein von Cäcilien's Halse lösend, hielt er es dicht vor die Augen des Sterbenden und fragte, vor Aufregung zitternd:

„Kennen Sie dieses?"

Da flammten die Augen des Erschöpften im fieberischen Glanze auf, er versuchte eine Erinnerung festzuhalten, endlich keuchte er die Frage hervor:

„Woher hast Du es?"

„Es hing am Halse dieses Kindes, das ich vom Tode in den Wellen gerettet.“

„Hat es eine Inschrift?“

„Ja: 14. Oktober.“

„Mathilde! Mathilde!“ Mit diesem markdurchdringenden Schrei fiel der Sterbende auf das Kissen zurück.

„Das Kreuzchen kenn' ich auch,“ schrie jetzt Thomas außer sich, „der Herr hat es meinem armen Fräulein zu ihrem zwölften Geburtstage geschenkt.“

„Dann ist diese Kleine ihre Tochter!“ rief Hyppolit mit überströmender Freude.

„O gnädiger Herrgott, ich danke dir!“ mit diesem Stoßgebet warf sich der treue Diener auf die Kniee, Lisi brach in Schluchzen aus, Cäcilie weinte, ohne recht zu wissen, warum.

Nach längerer Bemühung wurde Herr Egerhart wieder zum Bewußtsein gebracht, aber er fand es nur, um von der kaum gefundenen Enkelin auf ewig Abschied zu nehmen.

Nachdem er die Kleine, die es sich nur furchtsam widerstrebend, auf Lisi's Zureden gefallen ließ, unzählige Male umarmt und geküßt, suchten seine verlöschenden Augen das Angesicht

des Neffen und er sprach kaum noch vernehmbar: „Dein Haß gegen mich war gerecht. Ich habe Dich und Deine Mutter wirklich betrogen. Verzeihe mir, wie ich von den Todten Verzeihung hoffe, denen ich vielleicht im Jenseits begegnen werde. Die Hälfte meiner Hinterlassenschaft gehört diesem Kinde, aber das kann ihm den Verlust der Mutter nicht ersetzen. Sei Du der Freund meiner Enkelin, handle an ihr als Beschützer und Vater.“

„Das gelobe ich so feierlich, wie ich Ihnen aus der Tiefe meines erschütterten Herzens verzeihe!“

Mit diesen Worten legte Hyppolit seine Hand in die des Sterbenden, mit der Berührung dieser so lange feindlich getrennten Hände schien sich die Gewissensqual von der Seele des Gemarterten zu lösen, einige tiefe Seufzer noch und sein irdischer Lauf war zu Ende.

* * *

Die nächste Zeit forderte von Hyppolit die Erfüllung ernster, verwandtschaftlicher Pflichten. Das Begräbniß Egerhart's sollte zugleich mit dem seiner Tochter, deren Leichnam einstweilen eine provisorische Ruhestätte gefunden, in feier-

lichster Weise abgehalten werden. Ihr ärmlicher Sarg wurde ausgehoben und gegen einen kostbaren vertauscht, dann wurden beide Särge in einer gemeinsamen Gruft nebeneinander gestellt, die später mit einem kunstvollen Leichenstein geschmückt werden sollte. An dem Zuge, der Vater und Tochter zum Friedhofe geleitete, nahmen alle Bekannten des freiherrlichen Miterben theil: Herr Flinger mit seiner ganzen Familie, Herr Trumpfinger, Lisi, der alte Thomas, auch die „Holzscheiber“ machten einen halben Feiertag, um dem Verwandten ihres ehemaligen Kameraden die letzte Ehre zu geben.

Die kleine Cäcilie wohnte der Trauerfeierlichkeit auf dem Arme ihrer jungen Pflegerin bei. Als diese zu ihr sagte: „Sieh', jetzt legt man Deine Mutter in das Grab, wo sie bis zur Auferstehung schlafen wird“, da schien sich das Kind wieder zum ersten Male der bleichen kranken Frau, die es oft so liebevoll geküßt, zu erinnern. Es streckte seine Händchen nach der offenen Gruft, nahm den Blumenstrauß, den ihm Lisi bot, und warf ihn schluchzend auf den hinabrollenden Sarg. Es wußte nicht mehr, daß sein Vater in einem fremden Lande schlief, wo ihm fremde Hände

ein bescheidenes Denkmal errichtet. In späteren Jahren erst sollte auch sein Kind an diesem Denkmale beten.

— — — — — — — — — — — —

Nach den Forderungen des Todes traten wieder die des Lebens heran. Die Erbschafts-Angelegenheit, wobei es sich um mehr als eine Million handelte, die zu gleichen Hälften dem Neffen und der Enkelin gehörte, beschäftigte den Baron durch längere Zeit.

Ein namhaftes Legat war dem treuen Thomas bestimmt, daß er seine alten Tage in Ruhe verleben könne, aber der kuriose Kauz wollte keine Ruhe. Er bot Hyppolit seine Dienste an, um mit ihm, wie er sagte, von seinem lieben todten Fräulein sprechen zu können. Seine Dienste wurden angenommen, aber nur für leichtere Verrichtung, für die anderen wurden jüngere Kräfte gedungen.

„Du mußt auch wissen," sagte der Baron, „daß ich den Plan hege, meinen Aufenthaltsort zu verändern. Ich will ihn dorthin verlegen, wo Dein liebes Fräulein als Weib und Witwe gelitten hat. Ein Engel hat sie gepflegt, den habe ich kennen gelernt und mein Herz zieht mich in seine himmlische Nähe."

Thomas war neugierig, von diesem Engel Näheres zu erfahren, aber Hyppolit schwieg.

Seine nächste Sorge galt der kleinen Cäcilie. Diese konnte nicht im Hause Trumpfinger's verbleiben, wo die nöthige Ruhe mangelte. In späteren Jahren sollte sie einem guten Erziehungs-Institute anvertraut werden, bis dahin aber gab es für sie keinen geeigneteren Ort, als in dem ruhigen, soliden, geachteten Hause des Holzhändlers Flinger. Der Baron bat den Letzteren, die Vormundschaft über sein kleines Mühmchen zu übernehmen und dasselbe dem Kreise seiner Familie anzuschließen. „Da wird sie die ersten Grundsätze einer gesunden Lebensanschauung empfangen, wird Arbeitsamkeit, Religion, Bescheidenheit lernen. Auf solchen Grundlagen wird das Gebäude ihres künftigen Lebensglückes sicher stehen," sagte Hyppolit mit Ueberzeugung.

Und der wackere Holzhändler erklärte sich freudig zur Uebernahme dieser ehrenden Verpflichtung bereit.

Einstweilen war im Trumpfinger'schen Hause ein fröhliches Ereigniß eingetreten. Lisi's Verlobter, ein armer, doch hübscher und braver Bursche, war, nachdem er seine Militärzeit aus-

gedient, vor Kurzem heimgekehrt, um seinen Schatz zu heiraten und den Mitbetrieb des Geschäftes seines Schwiegervaters zu übernehmen.

Das bot dem Baron Gelegenheit, der philosophischen Wirthstochter seinen Dank dafür zu beweisen, daß sie in jener Nacht, wo er selbst das Leben wegwerfen wollte, sein männliches Selbstgefühl wachgerufen, ohne welches er seine Rettungsthat kaum vollbracht haben würde.

Er bot sich zu Lisi's Brautzeugen an, wodurch er das Recht erhielt, ihr ohne verletzende Aufdringlichkeit eine namhafte Hochzeitsgabe zuwenden zu können. Am Morgen ihres Hochzeitstages brachte der alte Thomas eine schöne Porzellanvase, die er der Braut schmunzelnd mit den Worten überreichte: „Mein Herr Baron läßt bitten, Sie möchten da Ihre Blumen hineinsetzen, das Wasser hat er schon selbst hineingefüllt. Ich gratulire bestens zur glücklichen Hochzeit!“ Hierauf ging er schnell fort.

Als Lisi das Wasser in dem schönen Gefäß untersuchte, da war es eitel Gold, die Blumen hätten davon nicht leben können, aber ein junges Ehepaar konnte die goldene Dukatenfluth, die seine Glückspflanzung bewässern sollte, trefflich gebrauchen.

„Wär' eine Ziererei und eine Kränkung für ihn, wenn Du's nicht nehmen wolltest," sagte der Wirth, als Lisi mit der Annahme des reichen Geschenkes zögerte, „er ist ja Dein „Beistand" und er hat jetzt mehr Geld, als er zählen kann. Ich vergönn's ihm vom Herzen."

So wurde die Gabe angenommen, und als der Geber beim Hochzeitsmahle auf die Gesundheit des jungen Ehepaares trank, da hielt ihm Lisi statt des Glases ihre rothen Lippen entgegen und gab ihm als Dank einen langen herzhaften Kuß.

Aber was war ein Kuß von der jungen Frau eines Anderen gegen einen solchen, nach welchem er dürstete, gegen einen Kuß von der liebreizenden Agnes!

Von der Sehnsucht getrieben, wäre er gerne sofort wieder nach München geeilt, aber er konnte vor Agnes nicht mit dem Geheimniß hintreten, das ihn im Hinblicke auf seine Vergangenheit vor diesem seelenreinen Wesen beschämte.

Darum setzte er sich am nächsten Tage hin und schrieb, er schrieb viele Stunden lang, denn aus der Schilderung sollte Agnes seinen ganzen Lebenslauf und seinen Charakter beurtheilen lernen.

Er unterwarf sich ihrem Urtheile mit demuths=voller Ergebenheit, aber auch mit dem Ausdrucke der süßen Hoffnung, daß sie ihn begnadigen werde. Am Schlusse gab er offen seinen glühenden Wunsch nach dem Besitze ihrer lieben Hand zu erkennen.

„Sie wollen nicht heiraten," lautete der Schluß, „weil Sie besorgen, Ihr Gatte könnte durch Ihre Liebe zu dem Vater eifersüchtig werden. Befürchten Sie das nicht von mir! Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als mit Ihnen die Liebe zu Ihrem würdigen und vortrefflichen Vater zu theilen. Geben Sie ihm einen Sohn, der es sich zur schönsten Pflicht machen wird, den Abendhimmel des edlen Greises mit einem vollen Kranze heller Sterne zu schmücken! Wenn Sie meinem Herzen Glauben und Erbarmen schenken wollen, so bitte ich, geben Sie es mir durch ein einziges Wörtchen, durch das Wörtchen „Komm!" zu wissen; sobald ich das lesen werde, eile ich auf den Flügeln des Glückes und der Liebe zu Ihnen!"

Dieser Brief wurde abgeschickt und Hyppolit erwartete die ersehnte Antwort mit so brennender Ungeduld, daß ihm die Blitzschnelligkeit der Eisen=

bahn und des Telegraphen schneckenartig langsam erschien.

Er benützte die qualvolle Pause, um eine Pflicht verwandtschaftlicher Wohlthätigkeit zu üben. Er suchte die Mutter und Geschwister des verstorbenen Grüner auf, die er in höchst ärmlichen Verhältnissen fand. Die reichliche Hilfe, die er ihnen spendete, wurde nicht aus dem Erb=theile Cäciliens, sondern aus seinem eigenen bestritten. Er führte ihnen auch das kleine Mädchen zu, daß sie es als Andenken des Sohnes und Bruders segneten. Nachdem er auch diese Pflicht geübt, hatte er den Lohn dafür nur aus den Händen der geliebten Agnes zu hoffen.

Aber es ging noch eine Woche hin. Endlich kam der Telegraphen=Diener mit einer Depesche aus München. Das Couvert hastig aufreißend, starrte der Glückliche ein einziges Wörtchen an, das nebst der Unterschrift „Agnes Weidenblatt“ zu lesen war. Dieses unbezahlbare Wörtchen lautete: „Komm!“

* * *

Zwei Tage später saßen Vater und Tochter Weidenblatt im lebhaften Gespräche über den zu erwartenden Freund beisammen. Die schwachen

Augen des Vaters schienen von freudigen Gefühlen frischen Glanz zu erhalten, jene der Tochter waren mit wohlthuenden Thränen gefüllt.

Da kamen zwei Männer vom Bahnhofe heran, ein Herr und sein Diener. Die Thüre der kleinen Künstlerwohnung flog auf und im nächsten Moment lag Hyppolit mit dem Wonneschrei „Agnes, meine himmlische Agnes!“ zu ihren Füßen.

Thomas, der hinter der offenen Thüre stand, sah das liebliche Mädchen staunend an und dachte bei sich: „Jetzt hab' ich für den verlumpten Baron nichts mehr zu fürchten!“

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Swiedack, Carl

Der verlumpte Baron Erzählung von Karl Elmar

Wien [1879]
P.o.germ. 1835 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11391939-8